

1 Abzug von f. von Liegler - P. 1 57

23

# DIE FACKEL

Nr. 554/556

NOVEMBER 1920

XXII. JAHR

574-576

## Klarstellung

Gesprochen am 21. Oktober und am 1. November

Ich habe neulich gesagt, daß ich mich schämen würde, wenn ich auch nur vor einem Menschen in diesem Saal gesprochen hätte, dessen Verstand und Charakter ihn nicht davor bewahren würden, zum Wähler des Grafen Czernin herabzusinken. Ich möchte mich der angenehmen Illusion hingeben, daß sich auch heute, nachdem es vollbracht, kein solcher Verirrter hierher verirrt hat, denn man könnte doch unmöglich von mir verlangen, daß ich zu Menschen spreche, deren Gruß ich gegebenenfalls nicht erwidern würde, und wenngleich ich bei ihnen nicht ebensoviel Schamgefühl voraussetze wie bei mir selbst, so glaube ich doch, daß eine gewisse Befangenheit sie davon abhalten müßte, meine Vorträge zu besuchen, da sie ja vielleicht wissen, wie empfindlich ich im Punkte der weltgeschichtlichen Ehre bin und daß ich sogar mit solchen Lappalien wie dem nutzlos vergossenen Blut von Millionen keinen Spaß verstehe. Dieser Czernin nun hat sich, kurz bevor sich der Auswurf der Menschheit, also die vorzüglichsten Männer der Innern Stadt für ihn unbedenklich wie für den Besuch des Chapeau rouge entschieden haben — ich bitt Sie, was fängt man mit dem angebrochenen Weltuntergang an — dieser Czernin hat sich damit verteidigt, daß er schlicht sagte, er habe, propheta in sua patria, allerdings gewußt, daß jeder deutsche Sieg eine Niederlage und die Fortsetzung des Krieges aussichtslos sei, aber er habe doch unmöglich die Armee, die eben damit beschäftigt war, sich heldenhaft zu schlagen — ein Wort, für

(37)

das eine Gasbombe gehört — darin unterbrechen und darüber aufklären können, daß es vergebens sei. Diese Verteidigung war darnach angetan, die Besucher des Chapeau rouge in ihrem Vertrauen zu dem Mann ihrer Wahl zu bestärken. Aber wahrlich, kein Ehrensitz, der Ehrlosigkeit einer Gesellschaft abgerungen, die bald ihren Untergang vergessen haben wird, kein Abgeordnetenmandat wird ihm die Immunität vor dem Weltgericht sichern! Welch ein Fluch aber ist es, unter diesen Toten zu leben und unaufhörlich an diese Vergessenden erinnert zu sein! Könnten sie erwachen, so würde Schamrot zur Parteiliebe und sie wüßten, daß sie noch mehr auf dem Gewissen haben, als einem Schlachtbankrotteur auf die Beine zu helfen. Denn das einzige, was sich nirgendwo in der Welt vorstellen, aber hierzulande erleben läßt, ist geschehen: daß sie eine Partei, die ihr Vaterland an eine Mörderbande verkauft hat, die Urheberin und Zutreiberin all der vernichtenden Siege, nicht zerbrochen haben, sondern ihr wieder einen dieser Siege erringen halfen, vor denen uns nichts rettet als der Tod. Daß Schwarz und Gelb sich in solidum des österreichischen Schmutzes verbanden und ein Christentum, vor dem uns Gott erhalte, Gott beschütze, mit Hilfe der jüdischen Presse einen Sieg errang, der auf der Börse mit einer stürmischen Hausse begrüßt wurde. Ich habe mich mein Lebtag geschämt, ein Österreicher zu sein, und nie mich dieser Scham geschämt, wissend, daß sie der bessere Patriotismus sei. Nun erst, da das Vaterland kleiner und die nationale Natur klarer geworden ist, erweist sich mir die tiefere Berechtigung dieses Schamgefühls. Ist es nicht die hoffnungsloseste und toteste aller Gewißheiten, unter einer Nation zu leben, die durch Schaden dümmer wird? Die von dem furchtbaren Trugschluß der Dummheit vegetiert, daß, weil es einmal besser war, bevor es schlechter wurde, nicht die Schuldigen, sondern die Verschuldeten

an der Entwicklung schuld seien? Daß an den Folgen des Brands die Feuerwehr schuld sei, weil sie nicht auch imstande ist, den Schaden zu ersetzen? Mit einem Wort, daß das Verlangen nach der Kaisersemmel vom Kaiser befriedigt würde, der den Präsidenten um sie betrogen hat! Welch ein drückendes Bewußtsein, unter Menschen herumzugehen, deren Dummheit größer ist als ihre Not, und die nicht wissen und nicht spüren, nicht glauben und nicht verstehen, daß auf ein Jahrtausend hinaus alles was es leider nicht mehr gibt und was es leider gibt, eine Kriegsfolge sei und die allerfurchtbarste die eigene geistige Ausgeronnenheit, die des plansten Zusammenhangs nicht mehr gewahr wird! Aber welche Politik, die an diesem Horizont ihre fata morgana etabliert und um die Gläubigen nicht zu enttäuschen, ihnen das Blaue vom Himmel herunterlügt und durch Verleumdung aller Wahrheit und durch kriegsmäßige Ausschaltung aller Wirklichkeit immer das Prävenire spielen muß, damit die Dummheit nur ja nicht zur Besinnung ihrer selbst komme, weil doch schließlich einmal auch ein Kadaver die Natur nicht verleugnet. Welche eine Stickluft von verdorbenem Christentum, in der eine Welt von Pfaffen, Mördern und Journalisten die Handelskette der Nächstenliebe schließt! Welche ein Qualm der geistigen Erbärmlichkeit, aus dem sich Tag für Tag Argumente gegen das moralische Einmaleins erdreisten, deren sich ein rechtschaffener Schurke der Vorzeit in den Geldsack hinein geschämt hätte! Welche ein Pferch der engen Herzen, die es nicht verwinden können, daß sie zu dreißig Millionen Toten auch noch den Adel und die Orden verloren haben sollen, und die darum unerschöpflich sind an jenen öden Gedankengängen einer selbstvergessenen Korruptheit, die nur die fremde sieht und den Republiken mindestens zum Vorwurf macht, daß jetzt öfter Regen als Kaiserwetter ist oder daß man jetzt die Krawatten weniger elegant knüpft als ehemals die Galgenstricke, oder daß heutzutage ein Minister

das Messer in seinen Mund steckt, was doch immerhin erträglicher ist als wenn ers der Welt ins Herz stieße. So toll schiebt diese Höllenbande in ihr Verderben, daß sie den Teufel nicht Pfui! bei ihrem Empfang rufen hört. Was soll, wer noch Worte hat, dazu sagen, daß ein Führer dieser Walpurgishetze neulich die Frage gestellt hat, wie lange man denn noch »mit der faulen Ausrede durchzukommen hoffe, an allem immer dem längst beendeten Krieg die Schuld zu geben«? Bis zum jüngsten Tag! Denn nehmt alles nur in allem und dies eine für ein Millionenfaches: vor dem Salzburger Schwurgericht stand ein Knecht wegen Raubmordes an einer Häuslerin. Auf den Vorwurf des Vorsitzenden, daß er wegen hundertzwanzig Kronen ein Menschenleben vernichtet habe, sagte der Mörder: »Ich habe im Krieg das Morden gelernt, so daß es mir zur zweiten Natur geworden ist. Ich habe auch keine Gewissensbisse mehr empfunden.« Er stand für die Menschheit vor dem Schwurgericht; ihr ist der Weltkrieg zur zweiten Natur geworden, aber sie weiß es nicht so gut wie jener, der sich noch an die erste erinnern kann. Er hofft mit der faulen Ausrede, dem längst beendeten Krieg die Schuld zu geben, durchzukommen. Quousque tandem? Bis die letzte Lues dereinst dem Hirn der Welt entwichen ist mit einem frommen Wunsch für den nächsten Untergang! Und allen, die nicht glauben, nur rauben können, und die darum an allem Gewesenen und allem Lebendigen vorbei, an Natur und Kunst, am Tod und an der Liebe vorbei, an aller Persönlichkeit vorbei nur in sich selbst eingehen und in ihrer eigenen Tasche verschwinden, von wo sie aber ganz gewiß der Teufel hervorholen wird — ihnen allen sei gesagt, weil sie mich für eben das halten, was sie sind, für einen Politiker: Dies und nichts anderes ist der Inhalt meiner Politik! Dies und nichts anderes ist mein Sozialismus! Was ich bin und nicht bin, was ich denke, schreibe, tue, geht sie so viel an, als ihr ganzer Menscheninhalt

wert ist: einen Dreck! Dies ist genau so viel als die Politik ergibt, wenn sie über das Lebensmittel hinaus am geistigen Zweck frißt. So verachte ich sie, anders bejahe ich sie, und bleibe damit im Einklang mit allen meinen Widersprüchen, die weitaus haltbarer sind als die Schwachköpfe, die an ihnen zerbrochen werden. Denn ich sitze konsequent an einem Schreibtisch und will immer eben das schreiben, wovon sie behaupten, es hätte ihnen besser gefallen. Aber ihr Lärm stört mich und hindert mich daran. Vor der Tür ist ein Streit entstanden, worin es um mein Leben geht, und ich muß mich unterbrechen, um mich dazu zu stellen, denn die Entscheidung droht, mich noch gründlicher zu stören. Ich aber entscheide mich für den, der mir das Leben und somit alles Weitere bewahren will. Was er darüber hinaus für die Kultur bedeutet, darnach durfte ich einst, da es noch nicht an den Menschen ging und den Menschen nicht anging, darnach darf ich jetzt nicht fragen. Ich möchte auf die Gasse stürzen, alle aufrufen mitzuhelfen, denn es geht um aller Leben. So treibe ich Wahlpropaganda. Es ist ein Weltkrieg und dennoch ein heiliger Verteidigungskrieg. Wem's nicht paßt, der soll schauen daß er mit seinen unentwegten Fortschrittsbeinen weiterkommt, und soll mich tiefer verachten als ich ihn, wenn das möglich wäre! Welche aber glauben, daß ich je um der Macht willen, der Macht zuliebe, um Ruhm und Gunst, Gewinn oder Vorteil oder irgendeinen außerhalb meiner selbst und innerhalb ihrer vorhandenen Zweck ein Wort geredet habe, die wird der Teufel früher holen, als sie ahnen. Ich bin Gottseidank einer anderen Macht verantwortlich als den Juden des Geistes und den Christen des Gelds! Ich habe mit ihnen ein Vaterland und eine Epoche gemeinsam. Da kann ich nichts dafür. Aber ich schäme mich, mit ihnen denselben Weltraum und dieselbe Ewigkeit zu teilen!

---

## Antwort an Rosa Luxemburg von einer Unsentimentalen

Innsbruck, 25. August 1920

Geehrter Herr Kraus,

Zufällig ist mir die letzte Nummer Ihrer »Fackel« in die Hände gekommen (ich war bis 4./II. l. J. Abonnentin) u. ich möchte mir gestatten Ihnen betreffs des von Ihnen so sehr bewunderten Briefes der Rosa Luxemburg Einiges zu erwidern, obwohl Ihnen eine Zuschrift aus dem ominösen Innsbruck vielleicht nicht sehr willkommen ist. Also: der Brief ist ja wirklich recht schön u. rührend u. ich stimme ganz mit Ihnen überein, daß er sehr wohl als Lesestück in den Schulbüchern für Volks- u. Mittelschulen figurieren könnte, wobei man dann im Vorwort lehrreiche Betrachtungen darüber anstellen könnte, wie viel ersprießlicher und erfreulicher das Leben der Luxemburg verlaufen wäre, wenn sie sich statt als Volksaufwieglerin etwa als Wärterin in einem Zoologischen Garten od. dgl. betätigt hätte, in welchem Fall ihr wahrscheinlich auch das »Kittchen« erspart geblieben wäre. Bei ihren botanischen Kenntnissen u. ihrer Vorliebe für Blumen hätte sie jedenfalls auch in einer größeren Gärtnerei lohnende u. befriedigende Beschäftigung gefunden u. hätte dann gewiß keine Bekanntschaft mit Gewehrkolben gemacht.

Was die etwas larmoyante Beschreibung des Büffels anbelangt, so will ich es gern glauben, daß dieselbe ihren Eindruck auf die Tränendrüsen der Kommerzienrätinnen u. der ästhetischen Jünglinge in Berlin, Dresden u. Prag nicht verfehlt hat. Wer jedoch, wie ich, auf einem großen Gute Südungarns aufgewachsen ist, u. diese Tiere, ihr meist schäbiges, oftrissiges Fell u. ihren stets stumpfsinnigen »Gesichtsausdruck« von Jugend auf kennt, betrachtet die Sache ruhiger. Die gute Luxemburg hat sich von den betreffenden Soldaten tüchtig anplauschen lassen (ähnlich wie s. Z. der sel. Benedikt mit den Grubenhunden) wobei wahrscheinlich noch Erinnerungen an Lederstrumpf, wilde Büffelherden in den Prärien etc. in ihrer Vorstellung mitgewirkt haben. — Wenn wirklich unsere Feldgrauen, abgesehen von den schweren Kämpfen, die sie in Rumänien zu bestehen hatten, noch Zeit, Kraft u. Lust gehabt hätten, wilde Büffel zu Hunderten einzufangen u. dann stracks zu Lasttieren zu zähmen, so wäre das aller Bewunderung wert, u. entschieden noch erstaunlicher, als daß die urkräftigen Tiere sich diese Behandlung hätten gefallen lassen.

Nun muß man aber wissen, daß die Büffel in diesen Gegenden seit undenklichen Zeiten mit Vorliebe als Lasttiere (sowie auch als Milchkühe) gezüchtet u. verwendet werden. Sie sind anspruchslos

im Futter u. ungeheuer kräftig, wenn auch von sehr langsamer Gangart. Ich glaube daher nicht, daß der »geliebte Bruder« der Luxemburg besonders erstaunt gewesen sein dürfte, in Breslau einen Lastwagen ziehn zu müssen u. mit »dem Ende des Peitschenstieles« Eines übers Fell zu bekommen. Letzteres wird wohl — wenn es nicht gar zu roh geschieht — bei Zugtieren ab u. zu unerläßlich sein, da sie bloßen Vernunftgründen gegenüber nicht immer zugänglich sind, — ebenso wie ich Ihnen als Mutter versichern kann, daß eine Ohrfeige bei kräftigen Buben oft sehr wohltätig wirkt! Man muß nicht immer das Schlimmste annehmen u. die Leute (u. die Tiere) prinzipiell nur bedauern, ohne die näheren Umstände zu kennen. Das kann mehr Böses als Gutes anrichten. — Die Luxemburg hätte gewiß gerne, wenn es ihr möglich gewesen wäre, den Büffeln Revolution gepredigt u. ihnen eine Büffel-Republik gegründet, wobei es sehr fraglich ist, ob sie imstande gewesen wäre, ihnen das — von ihr — geträumte Paradies mit »schönen Lauten der Vögel u. melodischen Rufen des Hirten« zu verschaffen u. ob die Büffel auf Letzteres so besonderes Gewicht legen. Es gibt eben viele hysterische Frauen, die sich gern in Alles hineinmischen u. immer Einen gegen den Anderen hetzen möchten; sie werden, wenn sie Geist und einen guten Stil haben, von der Menge willig gehört u. stiften viel Unheil in der Welt, so daß man nicht zu sehr erstaunt sein darf, wenn eine solche, die so oft Gewalt gepredigt hat, auch ein gewaltsames Ende nimmt.

Stille Kraft, Arbeit im nächsten Wirkungskreise, ruhige Güte u. Versöhnlichkeit ist, was uns mehr not tut, als Sentimentalität u. Verhetzung. Meinen Sie nicht auch?

Hochachtungsvoll  
Frau v. X—Y.

Was ich meine, ist: daß es mich sehr wenig interessiert, ob eine Nummer der Fackel »zufällig« oder anderwegen einer derartigen Bestie in ihre Fänge gekommen ist und ob sie bis 4. II. l. J. Abonnentin war oder es noch ist. Ist sie's gewesen, so weckt es unendliches Bedauern, daß sie's nicht mehr ist, denn wäre sie's noch, so würde sie's am Tage des Empfangs dieses Briefes, also ab 28. VIII. l. J. nicht mehr sein. Weil ja bekanntlich die Fackel nicht wehrlos gegen das Schicksal ist, an solche Adresse zu gelangen. Was ich meine, ist: daß mir diese Zuschrift aus dem ominösen Innsbruck insofern ganz willkommen ist, als sie mir das Bild, das ich von der Geistigkeit dieser Stadt empfangen und geboten habe, auch nicht in einem Wesenszug

alteriert und im Gegenteil alles ganz so ist, wie es sein soll. Was ich meine, ist, daß neben dem Brief der Rosa Luxemburg, wenn sich die sogenannten Republiken dazu aufraffen könnten, ihn durch ihre Lesebücher den aufwachsenden Generationen zu überliefern, gleich der Brief dieser Megäre abgedruckt werden müßte, um der Jugend nicht allein Ehrfurcht vor der Erhabenheit der menschlichen Natur beizubringen, sondern auch Abscheu vor ihrer Niedrigkeit und an dem handgreiflichsten Beispiel ein Gruseln vor der unausrottbaren Geistesart deutscher Fortpflanznerinnen, die uns das Leben bis zur todsichern Aussicht auf neue Kriege verhunzen wollen und die dem Satan einen Treueid geschworen zu haben scheinen, eben das was sie anno 1914 als Heldentodgeilheit nicht verhindert haben, immer wieder geschehen zu lassen. Was ich meine, ist — und da will ich einmal mit dieser entmenschten Brut von Guts- und Blutsbesitzern und deren Anhang, da will ich mit ihnen, weil sie ja nicht deutsch verstehen und aus meinen »Widersprüchen« auf meine wahre Ansicht nicht schließen können, einmal deutsch reden, nämlich weil ich den Weltkrieg für eine unmißdeutbare Tatsache halte und die Zeit, die das Menschenleben auf einen Dreckhaufen reduziert hat, für eine unerbittliche Scheidewand — was ich meine, ist: Der Kommunismus als Realität ist nur das Widerspiel ihrer eigenen lebensschänderischen Ideologie, immerhin von Gnaden eines reineren ideellen Ursprungs, ein vertracktes Gegenmittel zum reineren ideellen Zweck — der Teufel hole seine Praxis, aber Gott erhalte ihn uns als konstante Drohung über den Häuptern jener, so da Güter besitzen und alle andern zu deren Bewahrung und mit dem Trost, daß das Leben der Güter höchstes nicht sei, an die Fronten des Hungers und der vaterländischen Ehre treiben möchten. Gott erhalte ihn uns, damit dieses Gesindel, das schon nicht mehr ein und aus weiß vor Frechheit, nicht noch frecher werde, damit die Gesellschaft der ausschließlich Genußberechtigten, die da glaubt, daß die ihr botmäßige Menschheit genug der Liebe habe, wenn sie von ihnen die Syphilis bekommt, wenigstens doch auch mit einem Alpdruck zu Bette gehe! Damit ihnen wenigstens die Lust vergehe, ihren Opfern Moral zu predigen, und der Humor, über sie Witze zu machen! Zu Betrachtungen, wie viel ersprißlicher

und erfreulicher das Leben der Luxemburg verlaufen wäre, wenn sie sich als Wärterin in einem Zoologischen Garten betätigt hätte statt als Bändigerin von Menschenbestien, von denen sie schließlich zerfleischt ward, und ob sie als Gärtnerin edler Blumen, von denen sie allerdings mehr als eine Gutsbesitzerin wußte, lohnendere und befriedigendere Beschäftigung gefunden hätte denn als Gäterin menschlichen Unkrauts — zu solchen Betrachtungen wird, solange die Frechheit von der Furcht gezügelt ist, kein Atemzug langen. Auch bestünde die Gefahr, daß etwaiger Spott über das »Kittchen«, in dem eine Märtyrerin sitzt, auf der Stelle damit beantwortet würde, daß man es der Person, die sich solcher Schändlichkeit erdreistet hat, in die Höhe hebt, wenn man nicht eine Ohrfeige vorzöge, die, wie ich Ihnen versichern kann, bei kräftigen Heldenmüttern sehr wohlthätig wirkt! Was vollends den Hohn darüber betrifft, daß Rosa Luxemburg »mit Gewehrkolben Bekanntschaft gemacht« hat, so wäre er gewiß mit ein paar Hieben, aber nur mit jenem Peitschenstiel, der Rosa Luxemburgs Büffel getroffen hat, nicht zu teuer bezahlt. Nur keine Sentimentalität! Larmoyante Beschreibungen solcher Prozeduren können wir nicht brauchen, das ist nichts für die Lesebücher. Wer auf einem großen Gut Südungarns aufgewachsen ist, wo das sowieso schon schäbige und rissige Fell der Büffel kein Mitleid mehr aufkommen läßt und ihr stets stumpfsinniger »Gesichtsausdruck« — ein Gesichtsausdruck, der mithin nicht nach der Andacht einer Luxemburg, sondern nach Gänsefüßen, nach den Fußtritten einer Gans verlangt — sich von dem idealen Antlitz der südungarischen Gutsbesitzer unsympathisch abhebt, der weiß, daß man in Ungarn noch ganz andere Prozeduren mit den Geschöpfen Gottes vornimmt, ohne mit der Wimper zu zucken. Und daß die Gutsbesitzerinnen mit den Kommerzienrätinnen darin völlig einig sind, sichs wohl gefallen zu lassen. Ich meine nun freilich, daß man weder für Revolutionstribunale sich begeistern noch mit dem Standpunkt jener Offiziere sympathisieren soll, die sich aus dem Grunde, weil das Letzte, was ihnen geblieben ist, die Ehre ist, dazu hingerissen fühlen, ihre Nebenmenschen zu kastrieren. Aber so ungerecht bin ich doch, daß ich zum Beispiel Damen, die noch heute »unsere Feldgrauen« sagen, verurteilen würde,

den Abort einer Kaserne zu putzen und hierauf »stracks« den Adel abzulegen, von dem sie sich noch immer, und wär's auch nur in anonymen Besudelungen einer Toten, nicht trennen können. Allerdings meine ich auch, daß unsere Feldgrauen, abgesehen von den schweren Kämpfen, die sie in Rumänien zu bestehen hatten und zwar nur deshalb, weil die Lesebücher bis 1914 noch nicht vom Geist der guten Rosa Luxemburg, sondern von dem der Gutsbesitzerinnen inspiriert waren, faktisch auch Zeit, Kraft und Lust gehabt haben, Büffel zu stehlen und zu zähmen, und ferner, daß, solange die Bewunderung deutscher und südungarischer Walküren für die militärische Büffeldressur vorhält, auch die Menschheit nicht davor bewahrt sein wird, mit Vorliebe zu Lasttieren abgerichtet zu werden. Was ich aber außerdem noch meine — da ja nun einmal meine Meinung und nicht bloß mein Wort gehört werden will — ist: daß, wenn das Wort der guten Rosa Luxemburg nicht von der geringsten Tatsächlichkeit beglaubigt wäre und längst kein Tier Gottes mehr auf einer grünen Weide, sondern alles schon im Dienste des Kaufmanns, sie doch vor Gott wahr gesprochen hätte als solch eine Gutsbesitzerin, die am Tier die Anspruchslosigkeit im Futter rühmt und nur die langsame Gangart beklagt, und daß die Menschlichkeit, die das Tier als den geliebten Bruder anschaut, doch wertvoller ist als die Bestialität, die solches belustigend findet und mit der Vorstellung scherzt, daß ein Büffel »nicht besonders erstaunt« ist, in Breslau einen Lastwagen ziehen zu müssen und mit dem Ende eines Peitschenstieles »Eines übers Fell zu bekommen«. Denn es ist jene ekelhafte Gewitztheit, die die Herren der Schöpfung und deren Damen »von Jugend auf« Bescheid wissen läßt, daß im Tier nichts los ist, daß es in demselben Maße gefühllos ist wie sein Besitzer, einfach aus dem Grund, weil es nicht mit der gleichen Portion Hochmut begabt wurde und zudem nicht fähig ist, in dem Kauderwelsch, über welches jener verfügt, seine Leiden preiszugeben. Weil es vor dieser Sorte aber den Vorzug hat, »bloßen Vernunftgründen gegenüber nicht immer zugänglich« zu sein, erscheint ihr der Peitschenstiel »wohl ab und zu unerläßlich«. Wahrlich, sie verwendet ihn bloß aus dumpfer Wut gegen ein unsicheres Schicksal, das ihr selbst ihn irgendwie vorzu-

behalten scheint! Sie ohrfeigen auch ihre Kinder nur, deren Kraft sie an der eigenen Kraft messen, oder lassen sie von sexuell disponierten Kandidaten der Theologie nur darum mit Vorliebe martern, weil sie vom Leben oder vom Himmel irgendwas zu befürchten haben. Dabei haben die Kinder doch den Vorteil, daß sie die Schmach, von solchen Eltern geboren zu sein, durch den Entschluß, bessere zu werden, tilgen oder andernfalls sich dafür an den eigenen Kindern rächen können. Den Tieren jedoch, die nur durch Gewalt oder Betrug in die Leibeigenschaft des Menschen gelangen, ist es in dessen Rat bestimmt, sich von ihm entehren zu lassen, bevor sie von ihm gefressen werden. Er beschimpft das Tier, indem er seinesgleichen mit dem Namen des Tiers beschimpft, ja die Kreatur selbst ist ihm nur ein Schimpfwort. Über nichts mehr ist er erstaunt, und dem Tier, das es noch nicht verlernt hat, erlaubt ers nicht. Das Tier darf so wenig erstaunt sein über die Schmach, die er ihm antut, wie er selbst; und wie nur ein Büffel nicht über Breslau staunen soll, so wenig staunt der Gutsbesitzer, wenn der Mensch ein gewaltsames Ende nimmt. Denn wo die Welt für ihre Ordnung in Trümmer geht, da finden sie alles in Ordnung. Was will die gute Luxemburg? Natürlich, sie, die kein Gut besaß außer ihrem Herzen, die einen Büffel als Bruder betrachten wollte, hätte gewiß gern, wenn es ihr möglich gewesen wäre, den Büffeln Revolution gepredigt, ihnen eine Büffel-Republik gegründet, womöglich mit schönen Lauten der Vögel und dem melodischen Rufen der Hirten, wobei es fraglich ist, ob die Büffel auf Letzteres so besonderes Gewicht legen, da sie es selbstverständlich vorziehen, daß nur auf sie selbst Gewicht gelegt wird. Leider wäre es ihr absolut nicht gelungen, weil es eben auf Erden ja doch weit mehr Büffel gibt als Büffel! Daß sie es am liebsten versucht hätte, beweist eben nur, daß sie zu den vielen hysterischen Frauen gehört hat, die sich gern in Alles hineinmischen und immer Einen gegen den Anderen hetzen möchten. Was ich nun meine, ist, daß in den Kreisen der Gutsbesitzerinnen dieses klinische Bild sich oft so deutlich vom Hintergrund aller Haus- und Feldtätigkeit abhebt, daß man versucht wäre zu glauben, es seien die geborenen Revolutionärinnen. Bei näherem Zusehn würde man jedoch erkennen, daß es nur dumme Gänse sind.

Womit man aber wieder in den verbrecherischen Hochmut der Menschenrasse verfiere, die alle ihre Mängel und üblen Eigenschaften mit Vorliebe den wehrlosen Tieren zuschiebt, während es zum Beispiel noch nie einem Ochsen, der in Innsbruck lebt, oder einer Gans, die auf einem großen südungarischen Gut aufgewachsen ist, eingefallen ist, einander einen Innsbrucker oder eine südungarische Gutsbesitzerin zu schelten. Auch würden sie nie, wenn sie sich schon vermäßen, über Geistiges zu urteilen, es beim »guten Stil« anpacken und gönnerisch eine Eigenschaft anerkennen, die ihnen selbst in so auffallendem Maße abgeht. Sie hätten — wiewohl sie bloßen Vernunftgründen »gegenüber« nicht immer zugänglich sind — zu \*viel Takt, einen schlecht geschriebenen Brief abzuschicken, und zu viel Scham, ihn zu schreiben. Keine Gans hat eine so schlechte Feder, daß sie's vermöchte! Meinen Sie nicht auch? Sie ist intelligent, von Natur gutmütig und mag von ihrer Besitzerin gegessen, aber nicht mit ihr verwechselt sein. Was nun wieder diese Kreatur vor jener voraus hat, ist, daß sie sichs im Ernstfall, wenn's ihr selbst an den Kragen gehen könnte, beim Himmel mit dem Katechismus zu richten versteht und daß sie dazu noch die Güte für sich selbst hat, einen zu ermahnen, man müsse »nicht immer das Schlimmste annehmen und die Leute (u. die Tiere) prinzipiell nur bedauern, ohne die näheren Umstände zu kennen; das kann mehr Böses als Gutes anrichten.« Böses vor allem für die prädestinierten Besitzer von Leuten (u. Tieren), deren Verfügungsrecht einer göttlichen Satzung entspricht, die nur Aufwiegler und landfremde Elemente wie zum Beispiel jener Jesus Christus antasten wollen, die aber in Geltung bleibt, da das Streben nach irdischen Gütern Gottseidank älter ist als das christliche Gebot und dieses überleben wird. So meine ich!

---

### Eingedeutschtes

Ich lese die Oktobernummer der Fackel und da ich gerade erfüllt bin von der Richtigkeit der Ausführungen, zu schmeichelhaft —

die Eduard Engel in seinem Buche »Sprich deutsch« bringt, ach so —

erlaube ich mir, ich, sonst ein scheues Mädchen, an Sie ein paar Worte zu schreiben.

Wovon ein junges Mädchen erfüllt sein kann! Sonst scheu, werden sie dann selbst vor mir keck, »von dessen Bedeutung, Gerechtigkeitssinn und erwärmender Güte« diese im Übrigen »durchdrungen« ist. Anstatt nun in folgedessen dem Eduard Engel einen Brief zu schreiben und ihm begreiflich zu machen, daß er trotz seiner Aversion gegen Fremdwörter — jawohl, Aversion — keine Ahnung von der deutschen Sprache hat, muß sie mir schreiben, denn sie ist enttäuscht: sie war ja überzeugt, daß dem Engel »wenn schon überraschenderweise nicht jeder Deutsche, so gewiß die größten unter den großen beistimmen müssen«. Im Oktoberheft der Fackel hat sie — trotz Engel — Fremdwörter gefunden, und das kann sie sich nun ganz und gar nicht erklären. Sie »begreift nämlich nicht«, wieso auch ich »die Anforderung Engels nicht befolge«, die ich »doch sicherlich kenne«. Und die Erklärung ist so einfach. Das Mädchen ist scheu, wengleich nicht gescheut. Dies Kind — kein Engel ist so rein — hat denselben gelesen, und »das Nächste, das sie nach dieser gewonnenen Überzeugung in die Hand nimmt«, ist eben jenes Oktoberheft der Fackel, und sie glaubt nun, daß es unmittelbar nach der Lektüre des Engel auch geschrieben sei. Wäre dieses der Fall, so hätte ich mich natürlich zusammen genommen und die Fremdwörter, die mir in die Feder kamen — und Stil ist ja bekanntlich das, was einem in die Feder kommt — selbstverständlich ausgemerzt, das heißt übersetzt. Ich hätte alles »eingedeuscht«, also das getan, was jetzt die besten deutschen Hausfrauen tun, die sich auf einen Winter der Isolierung vorbereiten müssen. War man schon immer eingekreist, so deutsch man sich jetzt selber ein. Wir verdanken dieser Kriegswelt den Ekel der Ersatzspeisen und bezahlen sie gern mit dem Hundertfachen, wenn wir auch noch den Ekel der

Ersatznamen drauf kriegen. Jetzt heißt es eben, sich rechtzeitig eindecken, und wir fragen nicht, woraus das Eingemachte, das Eingesottene besteht, wenn es nur ein Eingedeutsches ist. Hätte ich meinen Engel gelesen, ich hätte ohneweiters statt Adresse »Anschrift«, statt zehn Prozent »zehn vom Hundert« gesagt, oder wie unsere »Postler« — ein prächtiger Beruf, der mir jede »Korrespondenz« verhaßt macht — meine Leserinnen auffordert, sie nicht mehr zu frankieren, sondern freizumachen (und mich von ihr), und hätte mich nicht mehr des höllischen Telephons bedient, sondern des tadellosen Fernsprechers, wiewohl dieser nicht so sehr das Ding bezeichnet als den Menschen, der daran zu schanden wird. Aber ich war bis zu jenem Oktoberheft ungewarnt. »Meinem Gefühle nach« — sie muß gestehn — »möchte ich sagen, die Fackel ist flüchtig geschrieben und deshalb mit Fremdwörtern versetzt.« Nun eben. Und was widerspricht diesem Eindruck? Die Fackel? Nein, »dem widerspricht eine Bemerkung von Ihnen darüber, wie genau Sie jeden Satz prüfen, bevor Sie ihn der Öffentlichkeit übergeben. Trotz ernstester Arbeit also Fremdwörter«. Nicht trotz, sondern wegen, Engelchen. Denn was nur Fremdwörter sind, sind deutsche Worte, Engelchen. Ich prüfe jeden Satz, bevor ich ihn der Öffentlichkeit, dieser Öffentlichkeit, übergebe, und wäre imstande, noch schnell ein deutsches Wort in ein Fremdwort zu verwandeln. Ich »scheine mich demnach gleich den Gelehrten und vielen Schriftstellern für die Mengselsprache einzusetzen oder deren Beseitigung nicht für wichtig zu halten«. Nicht ganz so, Maus, aber so ähnlich. Ich setze mich für nichts ein und halte nichts für wichtig. Aber ich lebe von der Hand in den Mund. Wess Brot ich esse, des Lied ich singe. Ich spreche, wie der Zeit der Schnabel gewachsen ist. Wenn der Engel und seine Putti imstande sind, dafür zu sorgen, daß ihr ein anderer Schnabel wächst, werde ich in zweihundert Jahren anders sprechen. Sollen die Sprachputzer und -putzerinnen schnell das ihre tun, aber so schnell, daß man ihre Sorgfalt nicht mehr spürt, daß sie schon aus dem Haus draußen sind, wenn man drin wohnen möchte — und sie werden staunen, wie ungastlich ich gegen Fremdwörter bin. Aber sie werden's nicht erleben. Und bis dahin wird es ihnen kaum gelingen, mir einen Satz von mir nachzuweisen,

64

dessen Kraft und Farbe, also dessen Deutsch vom Ersatz des fremden durch das deutsche Wort nicht beeinträchtigt würde. Ich denke da nicht an die ungezählten Fälle, in denen meine Sprache bloß die der Welt nachhäft oder nachspricht. Auch wo sie selbst spricht, dient ihr die vorhandene als Schalltrichter. Würde sie etwa statt der Redakteure die Schriftleiter berufen, so würde der lebendige Haß gegen jene, die die Sprache verhunzen, zersplittert an der Vorstellung solcher, die sie gar reinigen wollen. Ich kann eine Polemik tot machen, wenn ich ihr das Fremdwort ausreiße. Das fremdwörterscheue Mädchen beklagt sich, daß sie immer erst nachschlagen muß. Das macht nichts. Der Atem geht nicht verloren oder stellt sich wieder her, und man empfängt den Gedanken, auch wenn man nicht im Fremdwörterbuch nachschlägt, sondern ungebildet bleibt. Aber welch ein Deutsch wäre das, für das man im Deutschwörterbuch nachschlagen müßte! Die Leute, die mich lesen und mithin wenn schon nicht mein Wort, so doch wenigstens meine Meinung empfangen haben müßten, wissen noch immer nicht, daß ein Satz, der nur aus Fremdwörtern besteht, besser deutsch sein kann, als wenn man ihn verdeutschte, ja daß zwischen meinen Fremdwörtern mehr Deutsch ist als in einem Buch von Eduard Engel. Der oder das verwechselt noch immer die Wortgestalt mit dem Kostüm (Anzug) und meint, es könne auch ein Reformkleid sein. Sie glauben, deutsch sei das, was man entweder in eine fremde Sprache oder in was man diese übersetzen kann. Ich aber sage: Wenn die deutschen Literaturprofessoren lieber ihren Vollbart reinigen wollten, wärs um unsre Sprache besser bestellt. Wenn ich »gegen den einleuchtenden Aufruf Engels verstoße«, so möchte sie sichs am liebsten damit erklären, daß ich »von ihm nichts weiß« und daß ich »wie Heine, Goethe und viele andre« Fremdwörter gebrauche, ohne zu bedenken, daß diese mit der Zeit unverständlich werden, Mindergebildeten es schon heute sind. Ich glaube, das Mädchen aus der Sprachfremde weiß weniger von mir als ich vom Engel, sie weiß nicht, daß über diese Dinge hundertmal in der Fackel gesprochen wurde, deren Verehrerin sie sich nennt, und sie weiß als solche nicht, daß am Vergleich mit »Heine, Goethe« mich vor allem diese Reihenfolge kränken muß. Sie versteht unter Literatur, daß man »einfach deutschen Lesern alle Gedanken, die einer

Veröffentlichung wert sind, in deutscher Form und Sprache mitteilt«. Trotz dieser niedlichen Auffassung ist sie mir »für viel Anregung und Erhebung« dankbar und verehrt mich »aus tiefster Seele«. Im Namen vieler Tausende bittet sie mich um Antwort auf die Frage, die ihr schier das Herz zersprengt. Ich will ihr eine Handbreit Volant ansetzen. Was sie da geschrieben habe, gesteht sie scheu, »ist im Wesentlichen alles dem Buche Engels entnommen«. Mit Ausnahme der Verehrung für mich, die sie nicht vom Engel hat, wiewohl auch der mir schon für viel Anregung ohne Quellenangabe gedankt hat. Dieser Purist hat nämlich seinerzeit eine Postkarte an den Professor Friedrich S. Krauß gerichtet, auf der Anschrift den Vornamen durch »Carl« ersetzt und angefragt, ob er, nämlich ich, ihm nicht leihweise mal irgendwas, was ich gegen Harden mal geschrieben haben soll und so, überlassen könnte. Darauf hat er sich, ohne meine Mitwirkung, mal was verschaffen können und richtig auf mein »Desperanto« mit einem Satz hingewiesen, um sich für die übrigen meiner Beispiele zu bedienen. Ich habe darüber schon einmal mit dem Verfasser von »Sprich deutsch« deutsch gesprochen und halte ihn ganz abgesehen davon, daß ihm mein Name ein Fremdwort ist, für das was er ist, nämlich für einen Literarhistoriker, also für einen von jener Zunft, deren Urteilskraft ich stets unter die der Zeitungskritik gestellt habe. Mir ihn als sprachlichen Zuchtmeister zu rekommandieren (empfehlen), kann nur einem scheuen Mädchen einfallen. Warum ich mich aber mit scheuen Mädchen einlasse? Weil ich mich noch immer dem Glauben hingebe, daß wenn eine durch mich zu Falle gekommen ist, sich hundert abhalten lassen werden, mir Briefe zu schreiben. Ich bin aber schon zufrieden, wenn die eine sich abhalten läßt. (Für alle Fälle: bitte nicht schreiben, sondern sich sein Teil denken! Nicht mehr verehren, sondern für verrückt halten!) Und warum ich Briefschreiber überhaupt beachte? Weil ich, wenn sie einmal da sind, sie für noch betrachtenswürdiger halte als Zeitungsschreiber. Denn diese sind, wenn man will, nur einzelne, die allerdings die allgemeine Dummheit bewirken. Dort aber hab ich die Dummheit als Resultat (Ergebnis).

## Notizen

### Ein Vorschlag

29. Oktober 1920.

An die

Friends' Relief Mission

(Englisch-Amerikanische Hilfsmission der Gesellschaft der Freunde)

Wien, I. Singerstraße 16

Ew. Wohlgeb.

Sie teilen dem Herausgeber der Fackel mit, Ihre Mission beziehe viele Spenden »von ärmeren Leuten in England und Amerika, das heißt von denjenigen, die einen sozialen Sinn haben«, und viele von diesen sagten jetzt, »sie würden schon gerne weiter mithelfen, wenn Österreich auch etwas tut, um sich selbst zu helfen«. Daran knüpfen Sie die einigermaßen rhetorische Frage: »Was tun eigentlich die Wiener und Wienerinnen für ihre eigenen Kinder?«, und sind, um doch eine Antwort darauf zu finden, entschlossen, eine Sammelwoche in Wien zu veranstalten und den Ihrem Brief beigelegten Aufruf in allen Cafés, Restaurants, Theatern usw. zu verbreiten. Auch die Presse habe schon versprochen, »recht viel über die Sache zu veröffentlichen«, also von dem kostbaren Raum, der der Förderung von Nachtlokalen gewidmet ist, einiges zu opfern. »Nun ist uns, so schließen Sie, »gesagt worden, daß so etwas unbedingt nicht ohne den Beifall des Fackel-Kraus gemacht werden könne, und so schreibe ich Ihnen hiemit, um zu wissen, ob ich vielleicht doch durch die eiserne Wand durchdringen könnte, die Sie zu umhüllen scheint, und mit Ihnen die ganze Sache besprechen«.

Die Besprechung ist aus dem Grunde überflüssig, weil wir Ihnen auf diesem Wege mitteilen können, daß der Beifall des Herausgebers der Fackel zu Ihrem Projekt nur bei jenem Wiener Gesindel zweifelhaft sein kann, von dessen Sitten Sie schon an dem Ausdruck »Fackel-Kraus« eine Vorstellung haben, ohne doch als Ausländer — sonst würden Sie's ja nicht nachsprechen — die verachtende und verächtliche Gesinnung spüren zu können,

die sich in solcher nur hier möglichen Prägung manifestiert. Seien Sie versichert, daß es dieselbe ruchlose Gesellschaft der Feinde ist, die nichts zur Unterstützung Ihrer edlen Absicht beitragen wird, die Sie aber vermutlich für die eigene Passivität durch einen falschen Ratschlag entschädigen wollte, indem sie Ihnen einredete, der Herausgeber der Fackel, der prinzipiell alles angreift, werde durch einen Appell an seine stadtbekannt Eitelkeit ausnahmsweise zu einer organisatorischen Mitwirkung zu haben sein. Nun ist eine solche ganz und gar nicht seine Sache und was er in der Ihren tun kann, ist, daß er den Teil des Ertrags seiner Vorlesung vom 1. November, der wie immer einem wohltätigen Zweck vorbehalten ist, Ihrer Aktion zuwendet. Wir haben den Betrag schon am 28. Oktober an Ihre Adresse abgesandt. Der Herausgeber der Fackel ist aber bereit, in diesem Fall, in dem es sich erweisen soll, ob das Beispiel der ärmeren Leute in England und Amerika von den reicheren Leuten in Wien befolgt wird, wo es sich doch um die ärmeren Leute von Wien handelt, noch ein Weiteres zu tun. Er empfiehlt Ihnen, nach der Sammelwoche ein Verzeichnis aller jener Bewohner der Inneren Stadt wie der eleganteren Straßen der andern Bezirke herstellen zu lassen, die sich an Ihrer Sammlung nicht oder in offenbar unzureichendem Maße beteiligt haben. Er ist gern bereit, es zu veröffentlichen, so umfänglich es auch ausfallen mag, da ja zu erwarten ist, daß sich nur wenige die Ehre entgehen lassen werden, in der besten Gesellschaft zu erscheinen.

Mit vorzüglicher Hochachtung

Der Verlag der Fackel.

\* \* \*

### Tuberkulose und Pest

»Der arme Spitzer!« müßte die Geschichte betitelt werden, die da neulich im geistigen Verbrecherviertel von Wien passiert ist. Die »Englisch-Amerikanische Hilfsmission der Gesellschaft der Freunde« versandte an die Wiener Zeitungen einen Aufruf zur Kinderhilfswoche, der ihnen die Humanität so sauer als uur möglich machte. Abgesehen davon, daß dergleichen den Raum frißt, den

man von neu eröffneten Schieberlokalen bezahlt bekommt, war da in der Reihe der Zuwendungen für den wohlthätigen Zweck das folgende angeführt:

. . . die Gesellschaft der Musikfreunde widmet einen Teilertrag der Beethoven-Konzerte, die im Dezember abgehalten werden. Dr. Spitzer gibt zwei Bach-Konzerte, eines in Wien, das andere in Salzburg, und Karl Kraus hat in überaus liebenswürdiger Weise einen Betrag von 1000 Kronen anlässlich seines Vortrages vom 1. d. M. für die Kinderhilfswoche übersendet. In allen Kaffeehäusern, Restaurants und Hotels wird von Studenten der Universität gesammelt werden . . .

Die Englisch-Amerikanische Hilfsmission, die von Wien nichts weiter weiß, als daß hier die Kinder an Tuberkulose sterben und etwa noch, daß die Erwachsenen schlechte Umgangsformen haben, daß nur insofern eine strenge Etiquette herrscht, als die einen die Friedhöfe und die andern die Animierlokale füllen, und daß im Gegensatz zu dem Chaos anderer Bevölkerungen hier doch noch etwas wie eine gesellschaftliche Ordnung aufrechterhalten wird, indem die Armen Hungerödem und die Reichen Milch kriegen — diese Ausländer, die natürlich keine Ahnung von den lokalen Preßverhältnissen haben, waren offenbar der Meinung, daß die Zeitungen so etwas gern drucken würden, weil ja möglicherweise durch die Anführung solcher Beispiele sich andere Veranstalter oder Privatpersonen bewegen fühlen könnten, auch etwas für die schwindsüchtigen Wiener Kinder zu tun. Nun bin ich ja längst der Meinung, daß mir jenes Ausland gestohlen werden kann, dessen Armeen nicht imstande waren, uns von dem Todfeind zu befreien, von dieser Blut- und Geldpresse, die nicht nur die wahre Urheberin dieses gigantischen Unglücks ist, sondern die auch noch das Erbarmen durch ihren schurkischen Willen beschmitzen möchte. Aber ich bin ein Kenner, während die Englisch-Amerikanische Hilfsmission erstaunte Augen gemacht haben dürfte, als sie am andern Tag die Wiener Zeitungen zu Gesicht bekam. Zwei von der Sorte, die gemeinhin keine andere Kulturaufgabe kennt als das gutgeschmierte Vorhängeschloß für den neuen Reichtum zu sein, haben den Aufruf vollständig abgedruckt. Zwei andere, das Neue Wiener Tagblatt und das Neue Wiener Journal, welches dafür »Material« über mich zum Kaufe anbietet, halfen sich, indem sie ihn vollständig unterdrückten. Das Amtsblatt der

Wiener Zeitung und das Extrablatt verzichteten — mit Recht — auf meine ›Liebenswürdigkeit‹, welche ja auch wirklich mit der Sache nichts zu tun hat, der ich übrigens nicht ›anlässlich‹ der Vorlesung, sondern von deren Ertrag die Spende zugewandt habe. Das Deutsche Volksblatt ersparte dem deutschen Volk die Schmach, meinen Namen in solcher Reihe zu lesen, und strich ihn. Und was tat sie, die vornehmste von allen? Sie konnte mich doch nicht so weit beachten, daß sie ausgerechnet mich totschierte? So strich sie auch den Veranstalter der Bach-Konzerte und druckte, ohne durch einen Weglassungspunkt die Vollstreckung des alten Testaments anzudeuten, ganz so, als ob die Englisch-Amerikanische Hilfsmission unterlassen hätte, meine und die Hilfe des andern zu quittieren:

. . . Die Gesellschaft der Musikfreunde widmet einen Teilertrag der Beethoven-Konzerte, die im Dezember abgehalten werden. In allen Kaffeehäusern, Restaurants und Hotels wird von Studenten der Universität gesammelt werden . . .

Der arme Dr. Spitzer ist zu Falle gekommen, weil er neben mir stand, was ihm das Schandblatt über diesen Zufall hinaus bis ins dritte Glied nachtragen wird. Aus purer Vornehmheit gegen mich, der sich ja auch sonst nicht beklagen würde und dessen Ausrottung aus der Welt der Erscheinungen doch rituell vorgeschrieben ist, ist an ihm eine Gemeinheit begangen worden. Aber auch mein Fall rückt, da es sich ja nicht um Literatur, sondern um Tuberkulose handelt, in eine andere Betrachtung. Es leben Menschen, welche Journalisten, die tuberkulösen Kindern die Wohltat gekürzt haben, die Hand, nein die Feder reichen werden. Es leben aber auch Menschen, die der Überzeugung sind, daß ich ›was drum geben würde‹, wenn das schmutzigste Blatt der Welt, das sich einzig aus diesem Grunde für ein Weltblatt hält, meinen Namen in sein Maul nähme. In Wahrheit wäre ich, wenn solche Absicht bestünde, geneigt, ihm von jeder Vorlesung Schweiggeld zu geben, sagen wir in der Höhe von einem ›Talent‹, das der Erbe eines großen Vermögens und einer großen Gewure in jedem Leitartikel mit der Diogeneslaterne sucht, dieses Monstrum von einem Jungen von einem Monstrum, dieses unheimliche Naturspiel einer stilistischen Fortsetzung, das mit dem

Benedikt'schen Schrei der Wiedergeburt zur Welt des Blattes kam. Aber noch lieber wäre ich bereit, dieses Talent den tuberkulösen Kindern zu widmen, an denen das Schandblatt wenigsten kein Verbrechen beginge, wenn es dann vertragsgemäß und nicht durch Wegfälschung meines Beispiels meinen Namen verschweigt. Die Englisch-Amerikanische Hilfsmission aber möge sich fragen, ob unserer Tuberkulose abzuhelpen ist, solange nichts gegen unsere Pest geschieht!

Um eine Vorstellung von den Möglichkeiten des Journalismus zu bekommen, würde der Fall von Straßenraub, dessen zivilrechtliche Erledigung im letzten Heft vermerkt wurde und dessen strafrechtliche Behandlung noch im Zuge ist, beiweitem hinreichen. Zu allem Überfluß hat jener Redakteur der Deutschen Montagszeitung an den Anwalt der Fackel noch das folgende, von diesem ihr übermittelte Schreiben gerichtet:

Berlin, den 26. September 1920.

Sehr geehrter Herr Doktor!

gestatten Sie bitte die höfl. Anfrage, ob in Sachen Karl Kraus wider mich (Nachdruck in der damals von mir vertretungsweise geleiteten Deutschen Montags-Zeitung) nunmehr, nachdem ich ja der Honorarforderung von Kraus längst nachgekommen bin, Ihrerseits Rücknahme der Strafanzeige erfolgt ist. Bisher habe ich vom Gericht noch keine Mitteilung darüber erhalten. Ich wäre Ihnen dankbar, wenn Sie das nötige nunmehr veranlassen würden, da diese Woche Termin in der Sache ansteht.

Für Ihre gütige Vermittlung bin ich gern bereit mich dankbar zu zeigen — auch durch meine »Berliner Redaktion«, die ja, wie Sie wissen werden, die führende deutsche Zeitungskorrespondenz für Theater- und Filmfragen ist. Ich sandte Ihnen unlängst ein Belegexemplar mit einer Notiz über Ihr neues Drama, die daraufhin von über fünfzig Zeitungen abgedruckt wurde. Wenn Sie mir mitteilen würden, wann der Termin der Uraufführung ist, könnte ich dann auch für weitgehende Berichterstattung besorgt sein.

Hochachtungsvoll  
gez. Curt Pabst-Weisse.

Ganz abgesehen davon, daß der dankbereite Mann, der der Honorarforderung »längst nachgekommen« ist, nachdem ihn das Gericht bei sonstiger Exekution dazu verurteilt hat,

der Meinung zu sein scheint, ein Anwalt könne seine Strafanzeige ohne Auftrag seines Mandanten zurückziehen oder auf diesen werde eine Verheißung Eindruck machen, die schon jenen nicht verlockt — dürfte mit dem Anbot journalistischer Gefälligkeit für juristische Nachgiebigkeit wohl der Gipfel der Schamlosigkeit erklommen sein. Warum sollte, fragt sich der Journalist, für den von der Gerichtssaal- in die Theaterrubrik nur ein Katzensprung ist, in einer Epoche, die alles tauscht und schiebt, die Leder mit Butter und Schokolade mit Knofel bezahlt, nicht auch zwischen Ruhm und Recht ein Geschäft, also zwischen Themis und Thalia eine Mogelei denkbar sein? In Deutschland, das mithin wieder einen Dramatiker hätte, wenn dieser einen Strafantrag gegen einen Kritiker zurückzöge, gibt es bekanntlich eine journalistische Hochschule. Die Idee war eine der vielen Affenschanden einer Zeit, die sich um die traurige Notwendigkeit, eine journalistische Gewerbeschule zu errichten, mit einer der Phrasen betrogen hat, die sie eben jenem Wissenszweige verdankt. Sollte einst ein weniger verlogenes Zeitalter auch noch ein Kriminalmuseum für Journalistik errichten, so wird nebst der Tat, um deren Straffolgen der führende deutsche Korrespondent für Theater- und Filmfragen und weitgehende Berichtersteller herumkommen möchte, auch das Dokument hineingehören, in dem der Versuch gemacht wurde, zwei Termine, den einer Uraufführung und den einer Gerichtsverhandlung, miteinander in Einklang zu bringen.

Die zahllosen, von literarischen, politischen oder studentischen Vereinigungen, Veranstaltern etc. aus vielen Städten Deutschlands, Österreichs, der Tschechoslowakei etc. einlangenden Anfragen wegen Vorträge oder Einladungen zu solchen können vom Verlag der Fackel nicht mehr einzeln beantwortet bzw. abgelehnt werden, umsoweniger als ihnen in den seltensten Fällen ein Rückporto beiliegt (und es zum Beispiel schon eine Zumutung ist, wenn sich ein ausländischer Verein die telegraphische Antwort bezahlen lassen möchte). Wenn Vorträge in anderen Städten überhaupt in Aussicht genommen sind, so werden sie nicht im Rahmen einer bestehenden und gewiß nicht einer literarischen Vereinigung stattfinden. Der Verlag der Fackel als

Veranstalter der Vorlesungen ersucht demnach mit Dank für alles freundliche Interesse, sich auch das Porto für die Anfragen zu ersparen.

\* \* \*

Mittlerer Konzerthausaal, 21. Oktober, halb 7 Uhr:

I. Klarstellung [Manuskript]. — Die Riesentanne. — Die letzten Tage der Menschheit [zum Teil Manuskript]: Am Ballhausplatz / Kastelruth / Winter in den Karpathen / Wachstube. — Brief von Rosa Luxemburg [mit Vorbemerkung]. — Antwort an Rosa Luxemburg von einer Unsentimentalen [Manuskript].

II. Apokalypse [mit Vorbemerkung]. — Zur Rückkehr der Kriegsgefangenen: Baracke in Sibirien / Heimkehr und Vollendung / Empfang durch die Kriegsberichterstatlerin\*). — Die Schalek und Chor der Offiziere [mit Vorbemerkung] / Erzherzog Friedrich. — Die Ballade vom Papagei. — Inschriften: Umsturz. Nibelungentreue. Wohnungswechsel. — Der sterbende Soldat.

Ein Teil des Ertrags dieser Vorlesung für eine schwel tuber / kulöse Familie in Innsbruck. *H 23*

Zu »Apokalypse«:

Ich lese jetzt mein Gedicht »Apokalypse«, das sich inzwischen in Worten und Motiven als ein Plagiat an der Offenbarung Johannis herausgestellt hat.

\*

Zu »Schalek und Chor«:

Und nun, damit man sich erinnere, wie die Schalek im Krieg gehaust hat, folge ihr Monolog, in dem kein Satz von mir erfunden ist, wiewohl ich es selbst nicht glauben kann.

\* \* \*

Ebenda, 1. November, halb 7 Uhr:

I. Brief an die Friends' Relief Mission (Englisch-Amerikanische Hilfsmission der Gesellschaft der Freunde\*\*). — Klarstellung [Manuskript]. — Die letzten Tage der Menschheit [zum Teil Manuskript]: Was suchen wir in Albanien (Der Optimist und der Nörgler) / Während der Vorstellung in einem Vorstadttheater / Ein Generalstäbler am Telephon / Im Landesverteidigungsministerium / Im Kriegsministerium / Ringstraßencafé / Der Oberstleutnant des Generalstabs Maderer von Mullatschak / Während der Somme-Schlacht / Zwei Generale / Erzherzog Friedrich [Auf dem Programm die Bemerkung: Die Szene, die immer wiederholt werden muß, solange die letzte Sehnsucht nach jener Monarchie nicht erstickt ist.] / Wachstube. — Empfang durch die Kriegsberichterstatlerin. — Aus der Gefangenschaft\*\*\*). — Absage.

\*) Siehe S. 26

\*\*) Siehe S. 17

\*\*\*) Siehe S. 18

II. Der Bauer, der Hund und der Soldat. — Ich habe einen Blick gesehn. — Jugend. — Inschriften: Militarismus. Franz Joseph. Der Letzte. Sprachenpflege. Das siebente Gebot. Wohnungswechsel. Mord in Ungarn. — Géza von Lakkati de Nemesfalva et Kutjafalegfaluszég. — Erscheinungen aus der Schlußszene des V. Aktes: Die Gasmasken. Die erfrorenen Soldaten. Der alte serbische Bauer. Die Flammen. Die zwölfhundert Pferde. Die Lusitania-Kinder. Die Kriegshunde. Der tote Wald. Die Mutter. Das österreichische Antlitz. Die Raben. Die weiblichen Hilfskräfte.

Ein Teil des Ertrags dieser Vorlesung für die Friends' Relief Mission (Sammlung für tuberkulöse Wiener Kinder), Wien, I. Singerstraße 16.

\* \* \*

Ebenda, 15. November, 3 Uhr:

I. Vorwort. — Pandora. Von Goethe.

II. Worte in Versen: Die Flamme der Epimeleia / Der Mann und das Wort / Kompetenz vor der Sprache / Der Reim / Abenteuer der Arbeit / Traum / Schnellzug / Hypnagogische Gestalten / Jugend / Wiedersehn mit Schmetterlingen / Meinem Franz Janowitz / (Zur Feier der Republik:) Der sterbende Soldat / Volkshymne [Manuskript].

Die Hälfte des Ertrags für eine arme Familie in Floridsdorf, für das »Haus des Kindes« und für die »Englisch-Amerikanische Hilfsmission der Gesellschaft der Freunde«.

Das Vorwort betraf die Schändung eines Verses der »Pandora« durch die Literarhistoriker (mit Zitaten aus »Brot und Lüge« etc.).

Auf dem Programm: Aus Eckermanns Gesprächen mit Goethe, Dienstag den 21. Oktober 1823:

Ich war diesen Abend bei Goethe. Wir sprachen über die »Pandora«. Ich fragte ihn, ob man diese Dichtung wohl als ein Ganzes ansehen könne, oder ob noch etwas weiteres davon existiere. Er sagte, es sei weiter nichts vorhanden, er habe es nicht weiter gemacht, und zwar deswegen nicht, weil der Zuschnitt des ersten Teils so groß geworden, daß er später einen zweiten nicht habe durchführen können. Auch wäre das Geschriebene recht gut als ein Ganzes zu betrachten, weshalb er sich auch dabei beruhiget habe.

Ich sagte ihm, daß ich bei dieser schweren Dichtung erst nach und nach zum Verständnis durchgedrungen, nachdem ich sie so oft gelesen, daß ich sie nun fast auswendig wisse. Darüber lächelte Goethe. »Das glaube ich wohl«, sagte er, »es ist alles als wie ineinander gekeilt.«

In Nr. 546—550, S. 48, Z. 7 (Zitat aus Kulka) ist statt »1919.«: 1919 (ohne Punkt), statt »Formenverhülltes«: *Formenerfülltes* zu lesen; ebenda, S. 63, links, Z. 10 v. u. (Zitat Kulkas aus Jean Paul) statt »Stimme«: *Stimmung*; S. 70, Z. 14 v. u. statt »vernichtet«: *geholt*.

In Nr. 552/553, S. 7, Z. 6 statt »der Wortes«: *des Wortes*; ebenda, S. 7, Z. 15 (Zitat aus Ehrenstein) statt »Podromedar«: *Prodromedar*; S. 26 (im Programm vom 3. Oktober) statt »Umsturz«: *Sprachenpflege* und S. 28 (im Programm vom 9. Oktober) zwischen »Zusammenhänge« und »Franz Joseph«: *Sprachenpflege*.

Zur Porto-Ersparung: In der vorliegenden Nr., S. 19, Z. 10 v. u. ist »beschmitzen« kein Druckfehler!

Da von dem Vorrecht des Wiener Journalismus, die Stupidität und Ehrlosigkeit der Epoche zu übertreiben, neuestens ein zügelloser Gebrauch gemacht wird; da ein Ausgleich der Rassengegensätze innerhalb des geistigen Weichbilds dieser Stadt sich jetzt in semitischer Einfalt und arischer Durchtriebenheit zu vollziehen scheint; da die Frage, ob einer Regierung, die Morde begeht, im Ernstfall auch Lügen zuzutrauen wären und ein Mann, der sich einer kunstvollen Fälschung rühmt, nicht vielleicht auch einer schlichten Unwahrheit fähig sei, ein publizistisches Problem bildet — so ist es nicht möglich, den Zweifeln, ob echte Dokumente über echte Verbrechen auch wirklich echt genug sind, näherzutreten und in eine Debatte einzugreifen, aus der mit Sicherheit nur eines hervorzugehen scheint: daß zwar Budapest Blut auf dem Gewissen hat, aber Wien Dreck. Dagegen bietet die Frage, ob die ungarischen Offiziere echt seien, nämlich ob die Banditen, die in den Budapester Straßen die Menschen mit Gewehrkolben erschlagen, Offiziere oder nur »in Offiziersuniform gekleidete Individuen« seien, insofern etwas zum Anhalten, als man sagen kann, daß hier jedenfalls die Offiziersuniform, die ja seit Kriegsausbruch mit solcher Befugnis verknüpft war (zumal wenn noch Schnüre um und um sind), über alle Zweifel erhaben ist. Wenn wir diesen aber in der ersten Spalte der Neuen Freien Presse Raum gegeben sehen, so beruhigt uns gleich die dritte darüber, daß sie bezüglich der österreichischen Kameraden gar nicht auftauchen können. Denn während von den ungarischen Angehörigen der ehemaligen Armee zumeist unter der Aufschrift »Straßenmord« die Rede ist, während also die Tescheks sich schon allerhand Bewegung machen,

13

12

*#* sind die Feschaks Gotterhalte vorläufig <sup>und</sup> unter »Tanzakademien« anzutreffen. Überall mögen Zweifel am Platze sein, dies Dokument hier

*7471*  
Oberst Sziranyi, welcher schon seinerzeit als Hauptmann die bekannten 62er Abende in Mariahilf arrangierte, veranstaltet an den Sonntagen des 21. und 28. d. zwei moderne Tanzakademien im Festsale des Kaufmännischen Vereines, zu welchen Fräulein Blanka Glossy vom Burgtheater und Fräulein Franzi Fronner vom Staatsopernballet ihre Mitwirkung zugesagt haben. Eintrittskarten zu 30 K beim Portier des Kaufmännischen Vereines, 1. Bezirk, Johannesgasse Nr. 4, und an der Abendkasse. ist echt.

### Empfang durch die Kriegsberichterstatterin

Doch in diesem Klima gedeiht selbst dies zur Operette. Sie kehren zurück. Sechs Jahre lang hatte das Vaterland, der Schufft, sie von der Heimat getrennt. Sie kehren zurück und viel hundert erwartende Herzen klopfen so laut, daß kein fremdes Wort sich hören ließe. Was ist alles Ekrasit jenes Kriegs gegen die Sprengkraft dieser Gefühle! Wann hätte je ein Bahnhof so viel schmerzliches Glück umfaßt! Wann gab es ein Wiedersehen, so in allen Falten des Gesichts betränt von dem unbegreiflichsten Abschied? Dies Unsägliche, wer verstummte nicht davor? Dies Unbeschreibliche, wer wollte es beschreiben? Wer, der nicht zugehörig ist, wagt dabeizustehn? Wer träte zwischen ein Mutterherz und den Wiedergeborenen mit dem Vorrecht auf seine Empfindungen? Die Kriegsberichterstatterin! Sie, die Soldatenleichen photographiert hat, empfängt die aus dem Grab Erstandenen. Das Feuilletongespenst, das durch alle Höllen dieses Abenteuers geschritten ist, erscheint nun an der Pforte der Erlösung, mit der in Not und Tod, in allen Lagen und Gelegenheiten dieser heroischen Aktion, zu Land und Wasser und in der Luft, in Stürmen, Gefahren und Unternehmungen aller Art, beim Ausputzen von Schützengraben und beim Champagnisieren in Offiziersmessen unerbittlich gestellten Frage: Was empfinden Sie jetzt, was denken Sie sich dabei, Sie müssen sich doch etwas denken! — Ich weiß ja längst, daß man der

Meinung ist, die Dinge, die wir in diesen Jahren, seit jene in Sibirien waren, gelebt und gelesen haben, seien von mir erfunden. Fast glaubte ich es selbst, wenn ich's nicht auch gelebt und gelesen hätte. Und so habe ich, meinen abgehärteten Augen nicht trauend, dennoch in der Neuen Freien Presse, der Unverwüstlichen, gelesen, wie die Schalek sich darüber beklagt, daß sie gar nicht zum Ausfragen eines Heimgekehrten gelangen konnte, weil sie zwar rechtzeitig zwischen ihn und seine Mutter getreten war, aber dann leider doch die Mutter zwischen ihn und die Schalek trat. Wer's nicht glaubt, höre:

Nun kommt der Augenblick, wo sich Mütter, Väter, Kinder und Bräute um die Heimkehrer scharen . . . . Freilich, es gibt auch hier noch Leid. Der eine erfährt, daß seine Mutter schon seit zwei Jahren begraben ist, einen hat überhaupt niemand abgeholt und die zwei weinen jetzt wie ganz kleine Kinder. Die meisten aber haben sofort ihre Lieben um sich, in den Armen der Mutter versinkt manch einer für schier endlose Zeit. Und sofort belegt sie ihn eifersüchtig mit Beschlag, versucht man, ihn etwas zu fragen, doch ein kleines ganz verschrumpftes Frauchen kommt treuherzig zurück: »Nein, er soll nur erzählen, daß es viele erfahren, was er erlebt hat. Ich dachte, es sei nur neugierige Ausfragerei.«

Das treuherzige Frauchen sah, daß sie die Schalek vor sich habe, und ward sogleich andern Sinnes, da es sich eben nicht um Ausfragerei, sondern um Psychologie handelt und zwar nicht für eigenen Gebrauch, sondern für das Blatt. Die Mutter selbst war leider beiweitem nicht so einsichtig. Als der Sohn für schier endlose Zeit in ihren Armen versank und die Schalek doch nicht so lange warten konnte, trat sie dazwischen und legitimierte sich: Bitte, mir schütten Sie Ihr Herz aus! Was haben Sie in den letzten sechs Jahren empfunden? Sie müssen Furchtbares durchgemacht haben! Und was empfinden Sie jetzt, da Sie nachhauskommen und mich wiedersehen? Erkennen Sie mich nicht? In der Schlacht bei Lemberg, knapp bevor Sie in Gefangenschaft gerieten, war ich bei Ihnen und hab Sie gefragt, was Sie empfinden, was Sie sich dabei denken, Sie müssen sich doch etwas dabei denken, also was denken Sie sich dabei? . . . Der Heimgekehrte schweigt wie einst. Er blickt nach der Mutter aus. Die nähert sich sofort und belegt ihn eifersüchtig mit Beschlag.

## Aus der Gefangenschaft

Sehr geehrter Herr!

Vor wenigen Tagen aus sibirischer Kriegsgefangenschaft zurückgekehrt, hatte ich die Ehre Ihrer Vorlesung am 21. d. beizuwohnen. Während unserer Gefangenschaft wurden wir wohl von Kriegsberichterstatteerinnen verschont, leider aber von einer diesen sehr verwandten Spezies heimgesucht, nämlich den k. u. k. Rote Kreuzschwestern. Als Geschenk der Heimat überbrachten diese uns die Grüße Seiner Majestät, die natürlich riesig viel dazu beitrugen usetzen Hunger zu stillen. Aber sie gingen in ihrer Gebewilligkeit noch viel weiter, indem sie an die Offiziere Distinktionssterne, an die Mannschaft gar Rosenkränze verteilten.

Sie können sich gar nicht denken, wie sehr die Damen dazu beitrugen, mit diesen reichen Gaben unsere Not zu lindern, und ich wundere mich nur, daß sich die Damen beklagten, wir hätten sie nicht genug ehrerbietig empfangen und seien von der bolschewikischen Idee erfaßt.

Indem ich Ihnen an dieser Stelle für das Licht danke, das Sie uns dort durch Ihre »Fackel« gaben, verbleibe ich ein Sie hochschätzender

Heimkehrer.

Ein Leidensgenosse bestätigt diese Mitteilung und ergänzt sie durch das Folgende: In der Baracke liegt ein todkranker Tiroler. Die Gräfin Revertera, die unter allen Beglückten bereits Grüße vom Kaiserpaar, von der hohen Geistlichkeit und von der österreichischen Aristokratie ausgeteilt hat, nähert sich dem Bett: »Der Kaiser läßt dich grüßen!« Der Kranke, sich umwendend: »Und i laß mei Muattern grüßen!« Da es Vorgesetzte gab, die den Untergang dieses sympathischen Vaterlandes nicht zur Kenntnis nahmen, solange sie nicht offiziell von ihm verständigt waren, mußten die ärmsten und erniedrigtesten Geschöpfe Gottes vielfach noch lange nach dem Umsturz mit Schneeschaufeln Gewehrgriffe machen. Welch eine Zeit! Welch eine Pantomime irdischer Tobsucht!

## Antworten des Herausgebers

Der Plan, Briefschreibern das Handwerk wenn schon nicht zu legen, so doch zu beschränken, indem man ihrem Mitteilungsbedürfnis die Anzeige von Druckfehlern freigibt und ihrem Persönlichkeitsdrang das Bewußtsein, sich nützlich zu machen, war die Idee eines Hexenmeisters, der sich einmal wegbegeben hat, um als sein eigener Zauberlehrling zurückzubleiben und das Chaos einbrechen zu lassen. Da nun die Not groß ist und die ich rief, die Geistlosen, ich anders nicht los werde, so bleibt nichts übrig als die ausdrückliche Zurückziehung jenes Ersuchens, das an und für sich nur eine notgedrungene Erlaubnis war. Fast wird es erträglicher sein, wenn die vazierende Intelligenz, die sich seit jeher durch mich noch mehr gereizt fühlt als umgekehrt und die mich mit dem Balken in ihrem Aug liest, um den Splitter in dem meinen zu bemerken, sich wieder mehr an dem Inhalt der Fackel zu schaffen macht als am Druck. Den wenigen, die in dankenswerter Weise technische Fehler bemerken und mitteilen, stehen die vielen gegenüber, die unter dem Vorwand, auf solche hinzuweisen, ihre Kritik an Sätzen der Fackel erlaubt finden, für deren vermeintliche Fehlerhaftigkeit doch der blindeste Glaube an meine Unfehlbarkeit nicht den Drucker verantwortlich machen könnte. Die Heuchelei aber, die für die eigene Unzulänglichkeit nicht die meine verantwortlich zu machen wagt, sondern einem offenbar Unbeteiligten die Schuld gibt, ist derart antipathisch, daß die Summe, die man von jedem dieser Zudringlichen für die Kriegsinvaliden einheben müßte, mit dem kürzlich normierten Strafsatz zu niedrig bemessen erscheint. Lästig genug sind schon solche, die zwar einen rechtschaffenen Druckfehler bemerken können, aber nicht daß er bereits korrigiert ist und in ebendemselben Heft, auf das sie sich aus ändern, noch müßigeren Gründen beziehen. Was jedoch Wichtigmacherei vermag, ist in Zuschriften dargetan, von deren Papier- und Portovergeudung, Mißbrauch der Post, eigener und fremder Strapaz das Besserwissen durch jenen letzten Augenblick des Nachdenkens abzuhalten wäre, der eben der einzige Aufwand ist, den sich so ein Schreiber nie vergönnt. Wiewohl ich bis dahin an seiner

152

Persönlichkeit nicht gezweifelt habe, muß er mir beweisen, daß er eine hat. Wenn man dazu bedenkt, daß es natürlich samt und sonders »Verehrer« — ich werde mir schon abtrünnig, wenn ich nur das Wort höre —, also Menschen mit einer tieferen Beziehung zur Fackel sind, die ihr so wenig Hemmung schuldig zu sein glauben, dann möchte man wohl die noch immer einlaufenden Schmähungen für die gesündere Reaktion halten. Es dürfte kaum je zuvor einen Schriftsteller gegeben haben, der ähnlich schutzlos seiner eigenen Wirkung preisgegeben war und, gezwungen, die Zudringlichkeit als eine unabweisliche Notwendigkeit anzuerkennen, seine Schreibtischruhe als das letzte Endchen einsamsten Privatlebens mit beiden Armen zu verteidigen hatte. Wer dereinst berufen sein wird, diesen zentnerschweren Plunder an Ekstasen auch nur von obenhin zu besehen, dem wird es nicht erst davor, sondern schon bei der Vorstellung schwindeln, daß ein einziger Mensch mit lebendigen Nerven dies alles überstehen konnte und dazu den unaufhörlichen Druck des Gefühls, nur allen und keinem einzigen helfen zu können. War denn die Unhöflichkeit gegen alle nicht als der Wunsch begreiflich, sie jedem zu ersparen und somit auch in einem persönlichen Sinne jenen entgegenzukommen, die doch nur als Gesamtheit zum Empfang der geistigen Gabe berechtigt sind? Doch das will keiner von ihnen wahr haben, daß eben das, was sie so entzündet und auslöscht, nicht entstehen könnte, wenn auch nur einem von ihnen mehr von der Persönlichkeit, die es vermag, zukäme als allen; daß schon die Vorstellbarkeit einer dem Werk entzogenen Minute für ein Persönliches, das sein Urheber weiß Gott so wenig sich wie einem andern gönnt, das Werk problematisch machte. Hinreichend problematisch ist es doch durch diesen Fluch, sich einer Unteilbarkeit zu verdanken, und durch jenen, von einem Leben nicht bedeckt zu sein, das sich nicht verdoppeln läßt. Problematisch genug durch eben den Zwang, Bedürfnisse zu schaffen und nicht zu befriedigen. Wer litte mehr darunter! Nur daß den Enttäuschten nie die Erkenntnis zuwächst oder jeder sich für die Ausnahme hält, die ihm die Regel der Abweisung verständlich und erträglich machen würde. Keinen anderen Ruf habe ich öfter in mein Zimmer hinein gehört, keine andere Frage öfter gelesen als die: »Mich auch nicht!«

Es ist rührend, es ist tragisch und es ist doch, von einem Punkt aus gesehen, von dem die geistigen Dinge ernster als die hysterischen erscheinen, maßlos abgeschmackt. Und so geraten wir, ich und meine Anhänger, immer weiter voneinander, je näher wir uns kommen, indem ich zwar nie zugebe, daß mein ganzer Inhalt ihre Gefühlssache werde, mir aber vorbehalte, die geringste ihrer Regungen zu meiner geistigen Angelegenheit zu machen. Denn es gilt, daß alles, was es gibt und was von einem meiner Sinne wahrgenommen oder durch die untrüglichere Beweiskraft meiner Vorstellung beglaubigt wird, meine geistige Angelegenheit werden muß, was ich in aller geziemenden Bescheidenheit vor einer Welt sage, die das geistige Verdienst ausschließlich dem stofflichen Wert zuerkennt und die meine geistige Angelegenheit bleibt, wiewohl sie mich folgerichtig für den wertlosesten und absurdesten Schriftsteller aller Zeiten hält.

Um nun' das Leserhirn — wenigstens jenes, das aus dem Überblick eines Zeitabschnittes als Typus hervortritt — zu obduzieren, werden die folgenden Beispiele dienlich sein. Wie als Motto zu allen, wie als ein an die Denkerstirn geschriebenes *Lasciate ogni speranza* bietet sich die Entdeckung jener gewitzten Köpfe dar, die mich fragen, warum ich denn die Fackel überhaupt erscheinen lasse, wenn ich Leser ihrer Art als eine der unangenehmsten Begleiterscheinungen dieser Zeitschrift anspreche. Einer ist mir gar, so sorgsam ich es bisher verborgen habe, auf den »Widerspruch« gekommen — ohne einen solchen läuft nun einmal mein Leben nicht ab —: daß ich vor genau zwanzig Jahren die Leser, die durch ein nachgemachtes Titelblatt irreführt waren, ausdrücklich auf den Schwindel aufmerksam gemacht, also offenbar für die Fackel reklamiert habe. Aber der krassere Widerspruch ist doch, daß die Fackel erscheint und Lesern zugänglich ist, während wieder der volle Einklang durch den Umstand herbeigeführt wird, daß darunter auch Leser solcher Art sind. Freilich ist es wohl einer der dümmsten, der mit dem Rat, »gegen die Leser der Fackel nicht undankbar zu sein«, folgendes zu bedenken gibt:

Ich weiß nicht, ob Sie vermögend waren, aber durch die ‚Fackel‘ sind Sie es geworden oder hätten es werden können, dank der Skandalsucht der unangenehmsten Begleiterscheinungen

Ihrer ‚Fackel‘; denn nur diese Skandalsucht war es und ist es heute noch zur Hauptsache, die die meisten Leute veranlaßt, die ‚Fackel‘ zu kaufen.

Wenn der Esel recht hat und wenn es wahr ist, daß die meisten Leser der Fackel eine derartige Gesellschaft bilden, deren Skandalerwartungen selbst durch Gedichte wie »Wiederseh'n mit Schmetterlingen«, durch Aphorismen, Betrachtungen wie »Brot und Lüge«, durch Stilproblematik und Leserpolemik nicht abzuschütteln sind, so ist meine Ansicht von den unangenehmen Begleiterscheinungen wohl in einem kaum zu überbietenden Maße bejaht und bekräftigt, was sie aber gewiß schon durch Leser seiner eigenen Art ist. Und muß noch hinzugefügt werden, daß selbst dieser ein Verehrer ist?

Ich weiß natürlich, daß Ihnen meine Meinung über die ‚Fackel‘ vollkommen gleichgiltig ist, und kann zu meiner Entschuldigung nur anführen, daß ich zu Ihren Verehrern zähle und daß ich mich in Widersprüche verwickelt habe, begierig wäre, von Ihnen zu erfahren, was Sie eigentlich mit der ‚Fackel‘ bezwecken.

Justament sag ichs nicht. Ich werde doch nicht jedem Trottel mein Redaktionsgeheimnis, und noch dazu mein einziges, aufbinden! Die unangenehmen Begleiterscheinungen haben sich beeilt, die Berechtigung dieses Vorwurfs durch die Zuschriften zu beweisen, in denen sie ihn ablehnen. Aber es war nicht nötig, ich glaub's schon auch so. Denn wie sollte man zum Beispiel jene anders nennen, die allen Bitten zum Trotz, es sich nicht nehmen lassen, mich anzuregen und in mein überreich ausgestattetes Gesichtsfeld noch immer mit Zeitungsausschnitten einzugreifen? Neuestens erlauben sie sich bereits, sie dem Vorleser, den man schon beinahe persönlich kennt, auf den Tisch zu legen. Neben solchen gibt es aber auch noch andere, die es einem nicht so bequem machen wollen, sondern lieber gleich die ganze Zeitung darbieten, damit man noch was zu tun habe, um drauf zu kommen, was den Herrn belustigt oder verstimmt hat. Es ist sicher das kleinste Thema von der Welt, daß einer zwei tschecho-slowakische Kronen daran wendet, um mir in geschlossenem Briefe, den etliche Postanstalten herumschicken und etliche Postboten herumtragen müssen, vier Seiten einer Berliner Zeitung zuzuschauen, die, ohne Hinweis, weder in einem Artikel, der auf beiden Blättern stünde, noch sonst in einer Zeile irgendetwas Bemerkenswertes,

selbst vom äußersten Mißverstand meinem Interesse Anzusinnendes, irgendeine Absicht, mich auf irgendetwas aufmerksam zu machen, irgendwie verraten wollen. Es wäre auch uninteressant, wenn es sich nur um den Bubenstreich des Plans handelte, einem eine halbe Stunde aus seinem Leben zu stehlen. Die unkenntliche Absicht der Sendung dürfte im Gegenteil die denkbar freundlichste sein und sie läßt nur das eine zu erkennen übrig, daß nicht das kleinste Thema von der Welt deren tiefe Taktlosigkeit ist, der Mißbrauch des Nebenmenschen zur Befriedigung der nichtigsten Laune und die Vergeudung menschlichen Arbeitswertes ohne eigenen Gewinn. Wenn die Menschheit die Kraft, die sie an ihre Drucksachen und Poststücke wendet, für ihren innern Betrieb aufhöbe, und die Mühe, die sie braucht um den Nebenmenschen zu plagen, zur eigenen Erleichterung — ihr bliebe auch ein Weltkrieg erspart.

Dagegen fühle ich meine Kraft nicht im geringsten beeinträchtigt durch die Mühe, die ich an das geringste Ziel wende: den Autor einer Postkarte mores und geistigen Anstand zu lehren. Da ich nicht erst im Krieg das, was man nicht darf, aber soll, nämlich das Generalisieren gelernt habe, so ist meine Methode, mit einem isolirten Gagisten der Dummheit anzubinden, durch die Überzeugung gerechtfertigt, daß er jeweils eine ganze Generalversammlung von Tröpfchen vertritt, und weil ich auch seit jeher den Streit um das Wort für wichtiger halte als den Sprachenstreit, so erscheint mir die Polemik gegen einen beliebigen Briefschreiber nicht nur durch die Bedeutung des Anlasses, sondern auch durch die Größe des Themas fundiert. Und so bin ich denn auf die Gefahr hin, in einen Interessengegensatz mit vielen Lesern zu geraten und zu erfahren, daß die unangenehmsten Begleiterscheinungen der Fackel es nicht mehr sein wollen, entschlossen, den rücksichtslosesten Gebrauch von meinem Selbsterhaltungstrieb zu machen, auf das Bewußtsein pochend, daß für die Existenz der Fackel doch der, der sie schreibt, unentbehrlicher ist als die, die sie lesen. Die unter ihnen guten Willens sind und frei von jener hoffnungslosen Intelligenz, die alles Geistige nach seinem Wert fürs Fortkommen abschätzt, haben die Sprache nie nach dem Stoff gewertet, wohl aber den Stoff vorgezogen, der die Sprache war.

Die andern sind mir entbehrlich, und grad die dringen bis zu meinem Schreibtisch vor. Die dort nicht Beschäftigten lassen sich eben deshalb den Eintritt nicht verwehren. Es sind sonderbare Erscheinungen. Einer bietet unter der Rubrik »Druckfehler«, in der er tatsächlich solche mitteilt, die Überzeugung an, daß es irgendwo statt: etwas »nicht wahr haben« »nicht für wahr halten« heißen müsse. Er will es nicht wahr haben, daß es jene Wendung gibt. Aber daß er einen so komplizierten Druckfehler angenommen hat, kann ich nicht für wahr halten, sondern nur hoffen, daß er den sprachlichen Unterschied zwischen einer Tatsache, die er nicht gelten läßt, und einer Behauptung, die ich bestreite, nunmehr anerkennen und Ruhe geben wird. Ein anderer vermutet stark, daß in der Stelle:

— wie anders steht Ungarn vor der Welt da als wir, wie anders als der Bettlerstaat, der wir mit Ungarns Hilfe geworden sind, steht ein Räuberstaat da, wie anders als ein Staat der Arbeitslosen ein Staat, der den Willen zur Selbsterhaltung durch den Strick befestigt und hierauf durch die Bande der Dynastie!

es richtig heißen soll »ein Staat der Arbeitslosen, ein Staat«. Er hält also das Subjekt für ein fortgesetztes Objekt, identifiziert den Staat der Arbeitslosen mit dem Staat, der den Willen zur Selbsterhaltung durch die Bande der Dynastie befestigt, mit einem Wort, er vereinigt Österreich und Ungarn unter dem Szepter jenes Kommas. Mein Satz ist gewiß schwer zu verstehen, aber schwerer mißzuverstehen, und wenn es schon zu verstehen ist, daß einer ihn mißversteht, so ist es doch gewiß nicht zu verstehen, warum er dann glaubt, daß er ihn verstanden hat, wobei noch schwerer zu verstehen ist, daß er mir's sagt, und am schwersten — wie wieder meine Leser sagen werden — daß ich's weitersage. Aber so bin ich mal — was ist denn das — verdrießt mich was — so machts mir Spaß. Einer »vermutet, daß der Setzer ein Unglück angerichtet hat« in den Versen:

im Buch des Lammes nicht geschrieben steht,  
das vom Beginn der Welt dem Tod bestimmt ist.

»Der Dativ (Buch) klingt« — ihm — »stärker als der Genitiv (Lammes), so daß der Relativsatz — ihm — falsch angeschlossen und sich auf ‚Buch‘ zu beziehen scheint«. Die Beobachtung mag für den, der »Buch des Lammes« nur noch als biblische

Wendung und somit als Einheit übernimmt, gar nicht uneben sein. Vielleicht aber wäre es auch gestattet, das Lamm lebendiger als das Buch zu empfinden, und im übrigen zu fragen, wie der Relativsatz — für alle Fälle — richtig anzuschließen wäre, und hauptsächlich, wie er wohl gelautes haben mag, ehe der Setzer ihn verstümmelte. Aber wenn ich mich lieber selbst beim Ohr nehmen wollte, es hörte doch nicht so fein wie das des Lesers. Immerhin einer, der hören will und darum auch fühlen könnte, daß es unwürdig ist, den Setzer zu schlagen, wenn man den Autor meint. Einfacher organisiert ist der Mann, der es sich nicht nehmen läßt, daß in jener Beschwerde darüber, daß die Leser den Ausfall einer Verszeile nicht gemerkt haben, der Satz:

Daß das mehr als vier ist, beweist das scheußliche Resultat einen Druckfehler enthalte. Wie es eigentlich heißen soll, sagt er nicht. Vielleicht aber meint er, es solle »mehr als viel« heißen. Die dann folgende Stelle:

Wenn von den acht gleichartig anhebenden Zeilen der Druckfehlerteufel statt der einen: vier, also eine Reimgruppe geholt hätte, so hätte er immerhin bewiesen, daß er ein Ohr hat . . . .

hat er nicht beanstandet und somit bewiesen, daß er kein Auge hat. Oder er hält nur das erste »vier« für einen Druckfehler. Er hatte damals nicht bemerkt, daß ein Vers fehle, und einer, sagte ich, ist doch mehr als vier. Er nimmt sich zu Herzen und beeilt sich, mich darauf aufmerksam zu machen, daß auch diese Feststellung ein Druckfehler sei. Er schreibt sich übrigens gar kein besonderes Verdienst an der Entdeckung zu, überzeugt, daß schon ein Berg gleichartiger Zuschriften vor der seinigen angekommen sei. Ähnliche, jedoch nicht gleichartige. Nur die Anzeige des Druckfehlers in den Versen:

Und ihre Panzer feuerrot,  
schwarzblau und schwefelfarbig und den Mäulern  
brach Feuer, Rauch und Schwefel wild hervor

teilt er mit andern. Sie alle begnügen sich, das »und« anzustreichen, da sie mit Recht vermuten dürfen, ich würde schon von selbst draufkommen, daß es »aus« heißen müsse. Umso unbegreiflicher, daß ich das dem Setzer habe hingehen lassen,

der sich schon rein alles mit meinem Text erlaubt und mit ihm verfährt wie nur ich mit der Bibel. Es ist gut, daß noch Verlaß auf die Leser ist, die wenigstens nachträglich feststellen können, daß hervorbrechen mit »aus« konstruiert wird. Anerkennenswert ist auch die Sicherheit, die nicht bezweifeln läßt, daß es im Heft »Innsbruck« in der Stelle:

Die Hände dir zu reichen schauerts den Reinen, und selbst dem Bettler, der an der Kirchenpforte sitzt . . .

den Bettler heißen muß. Aber das ist eine Angelegenheit, die sich der Betreffende eigentlich mit Goethe auszumachen hätte.

Ihr Antlitz wenden  
Verklärte von dir ab.  
Die Hände dir zu reichen  
Schauert's den Reinen!

Er hält sie freilich schon für ausgemacht, nämlich daß »den Reinen« ein Akkusativ der Einzahl ist. Daß es, von wegen der Koordinierung mit den »Verklärten«, ein Dativ der Mehrzahl sein könnte, scheint ihm gar nicht in Frage zu kommen; auch nicht, daß hier nur »es schauert mir« und nicht »es schauert mich« gedacht sein kann, welches bloß als absolute Fügung möglich ist, also mehr Ausdruck der rein körperlichen Empfindung — demnach: »es schauert mich«, aber: »es schauert mir, etwas zu tun«. Wen aber Stilgefühl und Syntax nicht beraten, der hätte hier doch eine Möglichkeit, sicher zu gehn und zu entscheiden, ob »den Reinen« bei Goethe ein Dativ oder ein Akkusativ ist. Er kann sich beim »Urfaust« Rats erholen und mir die Bestätigung bringen, daß der fortgesetzte Dativ »dem Bettler« richtig gefühlt war:

Ihr Antlitz wenden  
Verklärte von dir ab.  
Die Hände dir zu reichen  
Schauert's i h n e n,  
den Reinen!

Mit der gleichen unumstößlichen Sicherheit des Nichtwissens wird in einer Zuschrift, deren Humor schon eine Pein ist, in dem Epigramm »Prestige« die Form »Prestigiateure« als Fehler (statt »Prestdigitateure«), versteht sich als Druckfehler

1/2

angestrichen, und zwar unter ausdrücklicher Berufung auf Meyers Lexikon, »den« nachzuschlagen ich aufgefordert werde. Nun ist Meyers Lexikon, von allen Dummheiten, die es enthält, abgesehen, kein Wörterbuch. Nach einem solchen jedoch kommt Prestigiateur = Prästigiator [Taschenspieler, Gaukler] von Prestige [Gaukelei], abgeleitet von praestigia [Blendwerk]; daneben gibt es Prestidigitateur [Schnellfingerer], v. ital. presto, rasch, u. lat. digitus, Finger: »wohl entstanden durch witzige Umbildung von Prestigiateur«.

Weniger seiner Bildung, als seiner Intelligenz ringt ein Leser, Jurist, die Erklärung ab, daß es im Brief Rosa Luxemburgs in der Stelle:

Da liege ich still allein, gewickelt in diese vielfachen schwarzen Tücher der Finsternis, Langweile, Unfreiheit des Winters —

»wohl heißen muß«: Unfreiheit, des Winters, »womit die Zahl der schwarzen Tücher sich auf vier erhöht«. Auch hier könnte ich sagen, daß eines mehr als vier ist. Er behauptet zwar nicht, daß es statt »vielfachen«: vierfachen heißen müsse, aber er vermißt das Komma, und er würde seine Auffassung für richtig halten, »selbst wenn sich im Original das Komma nicht fände«. Er stützt sie mit dem Gedanken, es sei kaum anzunehmen, »daß neben den so furchtbar einfachen Vorstellungen der Finsternis und der Langweile auch die einer ‚Unfreiheit des Winters‘ in der Adressatin erweckt werden sollte, ohne daß andererseits die durch das Gefangensein bedingte Unfreiheit erwähnt wäre«.

ich #

Und auch rhythmisch scheint ihm die Stelle vollkommener, wenn das Komma gesetzt wird; »Unfreiheit« noch durch den Artikel vor Finsternis determiniert, »des Winters« unmittelbar zu »Tücher« zu gehören. Mir nicht; es wäre ein arger Stilfehler und die Reihe zerfiele: der unmöglichen äußeren Kuppelung der drei Feminina mit dem Maskulinum entspricht die innere Unstimmigkeit, da nach den unverbundenen Abstrakten für den konkreten Winter die Vorstellung des schwarzen Tuches nicht mehr zureicht, während die »Unfreiheit des Winters«, die als Einheit leichter von dem Artikel »der« getragen wird, eine ganz kostbare dichterische Fügung ist. Ich möchte sie gegen die furchtbar einfache Vorstellung verteidigen, daß diese Gefangene, und an dritter Stelle, sich über ihre

»Unfreiheit« beklagen wird, die sie wie Finsternis, Langweile und Jahreszeit für einen der Begleitumstände ihrer Gefangenschaft hält, und daß sie im Gefolge dessen, was sie als unmittelbare Einhüllung empfindet: Finsternis und Langweile, die Gefangenschaft und den Winter schwarze Tücher nennen wird, in die sie »gewickelt liegt«. Ich nehme eher an, daß Rosa Luxemburg nicht über die im Gefängnisleben inbegriffene Unfreiheit gesprochen haben wird, sondern daß sie im Gegenteil ihre auch im Gefängnis bewahrte Freiheit nur durch die allgemeine Schranke der Natur, durch die winterliche Beugung der Seele gefährdet fühlte. Ich würde diese Auffassung für richtig halten, selbst wenn sich im Original das Komma fände.

Aber die Leser wissen genau, was sich in den Originalen findet; ihnen werde ich nichts vormachen. Etliche haben wirklich sofort herausgehakt, daß es »heißen soll« statt:

Karl Kraus:  
Die Weisheit des Brahmanen

Rückert:  
Sprüche und Widersprüche

na wie denn? Natürlich umgekehrt! Daß diese Angelegenheit, wie jene andere mit Goethe, wieder mit Kulka auszumachen wäre, daß es sich um eine Sprühteufelei, eben dieses Gottes handelt, um die schalkhafte Absicht, mich als Plagiator an Rückert schon völlig mit diesem zu verwechseln, so daß ich meinen eigenen Dreck für eine Schönheitsgöttin der Liebe halte — das ist natürlich keinem eingefallen. Weshalb sie, die den Druckfehler entdeckt haben, nicht einmal ahnen, welcher Fund ihnen da geglückt ist. Denn so kann mich kein Kulka entlarven wie mein schlechtes Gewissen in punkto Rückert, das diesen Druckfehler einfach hingenommen, die Verwechslung schon gar nicht gemerkt hat, als sie ihm auf der Korrekturfahne vorlag. Aber wie lesen diese Leser eigentlich? Ich will nicht leugnen, daß der Schalk, der mir im Nacken sitzt, wenn er Kulka heißt, leicht zu übersehen und für einen Druckfehler zu halten ist. Wenn es aber »auf Seite 21 unten heißen soll«, was machen sie dann mit Seite 22 oben, wo es unmittelbar nach dem Zitat, also nachdem sich der Leser seine Gedanken über die Druckerei gemacht hat, doch heißt:

Ein artiges Quiproquo, versteht sich.

Aber das kömmt eben davon, daß ich sie von der Lektüre der Originale abhalte, denen meine Zitate entnommen sind. Was sollen sie, da mir ja im Zitieren wirklich auch Druckfehler widerfahren können, für eine Meinung von Kulka haben, dem das Wort »Formenverhülltes« statt »Formenerfülltes« zugeschrieben wird, oder gar von Ehrenstein, der den Johannes doch kein »Podromedar«, sondern natürlich ein »Prodromedar« nennt! Aber ich glaube, sie nehmen mein Verbot des Ankaufs parasitischer Schriften zu ernst. Wenn sie tatsächlich meine Werke, die sich allerdings zumeist mit dem Problem, daß der Kosmos auch Wanzen hat, beschäftigen, ohne diese nicht verstehen können, so sollen sie sie in Gottesnamen haben! Ein launiger Leser macht mich ohnedies schon auf den Widerspruch — was ich nur anfasse, wird zum! — aufmerksam, der darin besteht, daß ich jene Leser ehrvergessen nenne, die alles, was sich an meinen Namen hängt, unterstützen, und daß ich doch Aufsätze schreibe, die ohne die Kenntnis dieser Erscheinungen nicht zu verstehen seien. Er möchte, ohne sich »in meinen Augen der Ehrvergessenheit schuldig zu machen«, nur zu dem Zwecke Ehrensteins Werk noch nachträglich lesen, um das meine zu verstehen, da er ja »sonst leider nicht in der Lage wäre«, die von mir selbst »eingestandene Schuld und Unschuld in gerechter Weise zu würdigen«. Der Lose ist kein Jurist, sondern hat ein Privatlaboratorium für Mikroskopie und wiewohl ich ihn nie ermuntert habe, an mir Gerechtigkeit zu üben, könnte ich es doch nicht übers Herz bringen, mich seiner Neigung, Insekten unter die Lupe zu nehmen, gerade in diesem Fall entgegenzustellen; im Gegenteil erhoffe ich mir, wenn ich ihn gewähren lasse, sein Zugeständnis, daß er neben mir ein Stümper in der Fähigkeit ist, kleine Dinge groß zu sehen. »Recht« soll er mir nicht geben; im Gegenteil ist es meine Sache, es jenen zu geben, die es dort haben, wo sie es haben. Das sind die Intelligenzen, von denen ich wirklich nicht kapiere, warum sie es nicht endlich aufgeben, die Fackel zu lesen und von ihr noch irgendetwas anderes zu erwarten als Grobheiten.

Sie haben wie in allem so auch darin recht, daß sie zwischen dem Erscheinen der Fackel und deren Angriffen gegen die Leser einen gewissen Widerspruch empfinden, aber er ist bei welttem

IX

nicht so sehr darin gelegen, daß ich die Fackel schreibe als daß sie sie lesen, und ehrvergessen sind sie eigentlich erst dadurch, daß sie nach zwanzigjähriger Enttäuschung und Ablehnung außer meinen Parasiten auch noch die Fackel lesen. Sie sollten doch endlich etwas dazu tun, ihren eigenen Widerspruch zu beseitigen und den meinen zu verringern, indem sie die Fackel so weit bringen, auf jene kleine Zahl wertvoller und schweigender Leser angewiesen zu sein, zu denen zu gelangen man die vielen in Kauf und leider auch in Verkauf nehmen muß, da ja die kleinere Auflage doch todsicher nur solchen erreichbar und erschwinglich wäre, für die sie nicht gedruckt ist. Was die Fackel tun konnte, um ihnen zu entgehen, war, daß sie ihnen nicht nur das Lesen erschwerte, sondern auch das Kaufen, daß sie auf eine im Druckwesen noch nicht dagewesene Art nichts getan und alles verhindert hat, was im Wege erlaubtster administrativer Möglichkeiten zu einer leichten Ausbreitung ins Zehnfache der heutigen Leserschaft, der heutigen Leserqual führen konnte, ohne doch weit und breit jene, die ihrer wert wären, zu vermehren. Denn die, die es gibt, finden durch allen Lärm der Zeit, durch alles Schweigen der Zeitung zur Stelle und mehr scheint es ihrer in den Ländern, wo sozusagen deutsch gesprochen wird, nicht zu geben. Sie unterscheiden sich von den andern dadurch, daß sie es nicht sind, die da Briefe schreiben, und nicht, die sich durch die Abwehr getroffen fühlen. Keiner von ihnen wäre der Unbescheidenheit fähig, unter seinem geistigen Nachteil nicht stumm zu leiden, sondern mir ihn vorzuwerfen und wirklich zu glauben, daß er je mir ein Argument darbieten könnte, welches mich umwirft, anstatt es vorweg als die Lücke zu spüren, in die ich ihn hineinlege. Denn keiner ist unter ihnen, der nicht aus Respekt vor dem Humor, in dem alles schon enthalten ist, was in der Sphäre liegt und somit auch das was der Leser dazu denken könnte, es unterließe. Frei von der intellektuellen Sucht, künstlerische Dinge auf jener verstandesmäßigen Ebene bereinigen zu wollen, die ja doch nur ein mäßiger Verstand umfaßt, kommen sie an das Schwierigste leichter heran und bleiben vor dem Fluch der zeitverdorbenen Gehirne bewahrt, daß ihnen beim ersten Griff das Werk in den Stoff zerfällt und nach dem Maß der stofflichen Fremdheit selbst dem äußeren Interesse

unerschlossen bleibt. Keiner von ihnen hätte Grund und Mut zu der Behauptung, auch nur ein Wort von mir, das je gedruckt war, ergebe sich erst ihrem Verständnis, wenn das Rohmaterial, auf das es sich doch nie »bezieht«, sondern das es restlos verwandelnd in sein Element hebt, mechanisch, als Beleg und Beweis, angegliedert wird. Denn vor einer stilistischen Befassung, die das Reale verflüchtigt und der es eher darauf ankommt, das Bekannte unbekannt zu machen, kehrt wirklich nur die schäbigste stoffliche Neugierde unbefriedigt in die Realität zurück. Aber selbst wenn es möglich wäre, das satirische Element mit den Behelfen des publizistischen Hausverstandes zu durchdringen, und dieser mit meinen Arbeiten darum nicht ans Ende käme, weil ihm zu viel vorausgesetzt bleibt, so würde eine hoffnungslose Logik noch immer den »Widerspruch« zu beweisen haben, der darin gelegen sein soll, daß man die Förderung eines Unwesens grundsätzlich verdammt und doch gegebenenfalls herbeiführt, um die Berechtigung des Abscheus zu erweisen. Als ob Seuchenbekämpfung und Bazillenzüchtung inkompatible Betätigungen wären! Wenn ich sage, daß die Leser, die meine Namensparasiten gedeihen lassen, ehrlos sind, so sind freilich in dieses Urteil jene nicht eingeschlossen, die um es berechtigt zu finden, desgleichen tun. Aber da solches wegen der Lückenlosigkeit meiner Methode, die alles was man vom Dreck wissen muß in die Darstellung einbezieht, völlig überflüssig erscheint, so möchte ich sie eher für geistlos halten.

Hingegen kann man nicht sagen, daß sie anspruchslos sind. Während ich selbst mich zum Beispiel für nichts mehr als einen gewöhnlichen *Satzbauer* halte, unschuldig an aller Lebenswirkung und ethischen Bereicherung, die die Sprache vermag, innerhalb dieser bescheidenen Tätigkeit allerdings mehr Grund zum Größenwahn zu haben glaube als alles was sich heute gar Schriftsteller nennt, aber doch immer nur an einen Satz und nie etwa an einen Roman alle Intensität der Empfindung und der Arbeit wende, und zwar an jeden Satz dieselbe, so daß es gar keinen Wertunterschied zwischen meinen Sätzen geben kann und jeder Bau gleich geschlossen und gefügt erscheint — stellen die Leser viel höhere Anforderungen an mich. »Der anspruchsvolle Leser erwartet« (es gebt sich wirklich, daß mir so

1 →  
Y

geschrieben wird) zum Beispiel »eine unverrückbare Distanz« zwischen einem Witz wie dem vom »ehrlichen Funder« und — der Gedankenstrich ist vom anspruchsvollen Leser und bezeichnet plastisch die Distanz/der Fackel. Denn dieser Witz einer Verlustanzeige (und er setzt ihn witzig fort) könnte von mir gefunden sein, nachdem er von einem Mitarbeiter des »Blauen Montag«, also wohl von ihm selbst, verloren wurde. Der anspruchsvolle Leser irrt insofern, als wenn der Witz wirklich von ihm gemacht wäre, er doch von mir wäre und sich so wie er ihn macht von meinem Satz unterscheiden würde wie die Substanz des Meteoriten von der Lufterscheinung oder wie eine Handvoll Wassers vom Element. Mein Erfolg: daß die Witze, die in der Fackel stehen, nicht kolportiert werden können, erfährt erst dadurch seine Bestätigung, daß es selbst dort, wo es auf den ersten Blick möglich scheint, unmöglich ist. Wo das Witzmaterial auf die flache Hand genommen werden kann, glaubt allerdings der Leser, der nicht ahnt, um wie viel anspruchsvoller ich bin als er, daß er damit schon den Witz hat. Aber hätte er nur eine Ahnung vom Witz, vom Satz, vom Weg zu dem allzu bequemen Ziel oder vielmehr von der Kreuzung der Linien »Ungarische Dokumente — Verlustanzeige, verlorene Million der Reichspost — ehrlicher Finder«, so würde er nur sich selbst einen Verlust an unverrückbarer Distanz zur Fackel vorwerfen und einen langen Gedankenstrich brauchen, um an sie anzustoßen.

Ganz ohne einen solchen drängen sich jene zu, die sich für berechtigt halten, ihr stilistisches Ungefühl als Druckfehler auszugeben. Wie soll man nur den unerbittlichen Grammatiker beruhigen, der in der Stelle

Ich aber verdanke dem Weib die Kraft,  
über sie emporzugelangen

me

durch wütende Striche und Fragezeichen anzudeuten scheint, daß »sie« auf die Kraft bezogen werden könnte und, damit schon den Ausweg aus der Gefahr bezeichnend, zu verstehen gibt, daß das Weib keine »sie«, sondern ein »es« ist. Auch ein anderer ist, da es nicht bloß niederzureißen, sondern auch aufzubauen gilt, mit einem positiven Vorschlag in ähnlich verwickelter Lage zur Stelle:

... ferner jenen scherzhaften Fußtritt für den andern Flügeladjutanten, der sich in Schönbrunn ... ereignet hat.

Zwar, daß sich der Fußtritt und nicht der Flügeladjutant ereignet hat, erscheint nicht nur durch das »jenen« gesichert, sondern schon durch die voraufgehende Parallelkonstruktion (»die widerwärtige Frage an den einen Flügeladjutanten ... die in Donau-Eschingen gesprochen wurde«), und der andere Flügeladjutant versinkt demnach so vollständig vor dem majestätischen Fußtritt, daß von ihm (dem Flügeladjutanten) nicht einmal ein Relativsatz mehr abhängt und alles nur von jenem (dem Fußtritt), selbst ohne das hinweisende, hintretende Fürwort. Die ganze Plastik des Satzes ergibt, erzwingt diese syntaktische Erniedrigung des Flügeladjutanten durch den Fußtritt. Aber können denn solche Leser einen Satz spüren? Sie spüren höchstens die Grammatik und selbst dort wo ihr nichts zu Leide geschah (wiewohl auch dies, mindestens die Zweideutigkeit, der künstlerischen Absicht entsprechen könnte). Ob nun der Zweifler damit aus dem Dilemma herauszukommen hofft oder ob ihm nebstbei die Wendung besser gefällt, weil sich ein Fußtritt vielleicht nicht ereignen kann, er schlägt allen Ernstes, wengleich mit einem Fragezeichen vor, daß es innerhalb derselben Konstruktion lauten solle:

... Fußtritt ... Flügeladjutanten, der in Schönbrunn ... betätigt wurde.

Weit bedenklicher jedoch als eine Druckfehlerberichtigung, die nur eine Denkfehlerbestätigung ist, ist eine, die aus Berlin kommt und auf einer Ansichtskarte verzeichnet steht, die Herrn Moissi als »Jedermann« zeigt, im Nachthemd und so in Gott gerichtet, daß es fast schon obszön ist. Wenn die anonyme Berlinerin, deren ureigenste Privatangelegenheit mich doch nicht bekümmert, mir mit so etwas eine Freude zu machen glaubt, so irrt sie. Da sie mit keinem Ton etwa die Absicht bekundet, mir ein Zeitdokument vorzuweisen, so hat sie mir das Bildchen offenbar in der Annahme, daß ich eine Moissischwärmerin sei, zugewendet und nebst einem Druckfehler einen Taktfehler mitgeteilt. Es liegt der häufige Fall von jener Ungezogenheit vor, die die Post für eine Einrichtung zur Beseitigung von Distanzen hält.

Was einem übrigens alles aus Berlin zustoßen kann! Mit der gleichen Post teilt mir die Burschenschaft Arminia, der

jemand erzählt haben muß, daß ich die Geschäftsleitung der B. d. O. innehabe, mit, daß der hochschulpolitische Ausschuß der D. B. in Erlangen eine Ehrenordnung beschlossen und Alemannia, Graz, dazu den Antrag gestellt hat, daß für die B. d. O. die einzelnen D. C. Bericht zu erstatten haben, wie ihr Verhältnis in Ehrenangelegenheiten gegenüber den im Verbändeabkommen inbegriffenen Korporationen geregelt worden ist, bezw. wie sie sich nichtschlagenden Korporationen gegenüber verhalten, ferner daß bis zur Klärung der Verhältnisse der B. d. O. freie Hand gelassen wird, und ich werde gebeten, diese Stellungnahme herbeiführen und ihr Ergebnis s. Z. mitteilen zu wollen. Da sich aber die Verhältnisse somit auch nach einem Weltkrieg noch nicht geklärt haben, so warte ich noch zu. Dagegen soll ich mich rasch entscheiden, ob ich einem Manne für die Herstellung kaufmännischer Drucksachen — der Artikel könnte nach der Tschechoslowakei, Polen, Ungarn, Jugoslawien, Italien etc. ausgeführt werden, zumal auch in Deutschland keine große Konkurrenz ist — fünf Millionen Kronen verschaffen kann. An diesen Drucksachen ist viel zu verdienen, wir wären auch leistungsfähig, weil der Druckereileiter der Konkurrenz und die beiden Wiener Vertreter überträten. Wenn man dazu bedenkt, daß sich die Gesellschaft auch gute Belletristik zu drucken verpflichtet, so dürfte auch ohne nähere Angabe der Provision mein Interesse hinreichend geweckt sein. Während nun die Burschenschaft sicher mich gemeint hat — weil sie ja andernfalls die Zustellung des an meinen Namen ohne jede Wohnungsangabe gerichteten Briefes nicht hätte erwarten können —, scheint hier eine Verwechslung mit Kola, Castiglione, Fanto oder einem der anderen führenden Geister der Zeit obzuwalten und es stimmt nur nachdenklich, daß gerade ich das Opfer dieses Mißgriffes sein muß, der abgesehen davon, daß ich notorisch vermögend bin, wirklich noch durch keinen Satz verraten hat, daß ich der Welt mit fünf Millionen Kronen imponieren könnte. Selbst diese sonderbarste und unwirklichste aller Welten, in der ich hier lebe — denn so viel Körper und Widerstand muß schon eine Luftspiegelung sein —, läßt für all diese Dinge nur die eine Erklärung zu, die mit jedem Tage, mit jeder Post unabweislicher wird: daß hier jemand herumgeht, der meine Enthaltung von allem Umgang

dazu benützt, sich für mich auszugeben. Wäre denn sonst auch ein Schrecknis wie dieses möglich:

Lieber Fackulist!

Noch ein Druckfehler! In deiner wirklich, aber schon wirklich geist- und gehaltvollen August-Nummer soll es statt:

Dein Wort vermaß sich; und es blieb ein Schall.

Ein jeder Narr hat seinen Ausnahmefall

offenbar heißen:

»Ein jeder Jud hatt' seinen Enthebungsfall.«

Wenn du es wagst, mich dafür anzuprangern wie deine von religiösem Wahnsinn befallenen Leserinnen, so lüfte ich dafür — mein Visier.

Ich glaube nicht fehlzugehen, wenn ich in dieser geistigen Handschrift, namentlich in der Ansprache »Fackulist«, die Reste des ehemaligen Armeekommandos zu erkennen glaube. Ich habe ihn gefunden — ihn, der am Schluß des fünften Akts, wie alles schon zusammenkracht, die einsame Träne nach der »Gartenbau« und der Sirk-Ecke hängen läßt, der »Spehlmeis« sagt, beim Wort »Tischlampe« sofort zu deklinieren beginnt: die Schlampe, der Schlampen u. s. w., ihr an den »Busam« greift, kurzum einen »Sabul« trägt und was dergleichen Greuel mehr sind, die wir für alle Zeiten überstanden zu haben glaubten. Wenn er sein Visier, das es aber schon gründlich nötig hat, lüftet, so wird die Polizei die Möglichkeit haben, ihn auf das bereits durch die Karte begangene Delikt aufmerksam zu machen und ihn nebstbei zu fragen, was er mit dem Enthebungsfall eigentlich meint. Wenn er nicht lüftet — weder das Geheimnis seiner Persönlichkeit noch das andere —, so wird sein Autogramm bis auf Weiters aufbewahrt werden. Der Jud bin ja vermutlich ich, nur an den Enthebungsfall kann ich mich nicht mehr erinnern. Am Ende stellt sich wirklich heraus, daß ich, während man mich zu »Musterungen« berief — wen schüttelt's nicht bei den Worten — längst »enthoben« war und man den Takt hatte, es vor mir zu verheimlichen: was allerdings die einzige anständige Handlung der gegen ihre Völker kriegführenden Monarchie und zugleich ihr letzter Gspäß gewesen wäre.

Es ist nicht anders, es muß einen geben, der da sagt, daß er ich sei. Nicht daß er ihnen die Widersprüche besorgte: die sind schon von mir selbst; er liefert ihnen im Gegenteil das,

was ihnen plausibel ist: die Motive der Gewinn- und Rachsucht, der Eitel- und Undankbarkeit, von dem Tage, da ich von der Neuen Freien Presse abgewiesen, bis zu dem Tag, da ich vom Weltkrieg enthoben wurde; er zeigt, wie ich nachts mich in den Satzbau zurückziehe, um bei Tag auf die Börse zu gehn; er stellt das Leben der Korruption bei, das den Schein von Moral ergänzt, die Beweise, daß alles in Ordnung sei, die Identität mit jener publizistischen Fäulnis, gegen die meine Geste gekehrt ist, noch verhäßlicht durch das Übel der Heuchelei; er besorgt alles das statt meiner, was mich ihnen erst begreiflich macht, stellt die Zusammenhänge her zwischen heimlichem Gewinn und öffentlicher Liebe, öffentlichem Haß und heimlichem Verlust, die Wechselbeziehung, aus der sie sich alles erklären, was ihnen sonst unerklärlich wäre; er gibt ihnen das, was ihnen liegt, weil sie nicht anders handeln würden, das heißt, nicht wie ich handeln könnten, wenn sie nicht auch anders handelten, weil sie eben, wie immer sie handeln, handeln müssen: kurzum das »Material über die Fackel«, das neulich sogar in einer Wiener Zeitung zum Kauf ausgedoten war und das ich als Denkmal der fanatischen Ehrlosigkeit dieser Zeit- und Orts-genossenschaft demnächst enthüllen werde. Wenn's nicht die größte Satire wäre, die je sich selbst geboren hat, indem es sich doch nicht um Wahrheit oder Lüge handelt, sondern schon die Vorstellung der Möglichkeit, meiner auf irgendeinem Punkt der sozialen Bahn habhaft zu werden, an einem Buchstaben von mir zuschanden wird, so könnte wohl, im Anschau einer Zeit, der es doch möglich ist, der Mensch in salz'ge Tränen vergehn, wie Kannen seine Augen brauchend, des Herbstes Staub zu löschen. Und dennoch leide ich unter jenen, die mich nicht kennen, weit weniger als unter solchen, die mich zu kennen vermeinen; denn die, welche glauben, ich sei wie sie, haben es gar nicht nötig, mir so nahe zu kommen wie die andern, welche glauben, sie seien wie ich. Gegen den, der mich für einen Schurken hält, kann mich zur Not die Polizei schützen, während ich gegen den, der sich für ein Genie hält, mich nicht einmal selbst schützen kann. Und gerade die halten sich, in Liebe und Haß, je nachdem oder sowohl als auch, zumeist in der Gegend meines Schreibtisches auf, sich und zumal mich. Und jeder von

ihnen wird, wenn er diese Beschwerde vernimmt, seine Weisheit und Würde gegen mich zusammennehmen und bedauern, daß ich mich mit solchen Kleinigkeiten wie mit ihm abgebe. Ich möchte aber meinen Horizont noch mehr einschränken, so sehr, daß er nicht mehr als den Schreibtisch umspannt und zwar einen, auf dem nur von mir Geschriebenes Platz hat. Und ich will mein Lebtag nichts andres schreiben als von mir, in der selbstentäußernden Überzeugung, daß darin mehr von der Welt ausgesagt wäre, als wenn die Wiener Literatur von ihr spricht und handelt. Dazu brauche ich keine Zeitung, keinen Brief, kein Gespräch — keine Vorlage mehr, nur die Vorstellung davon. Wohl ist auch die Abwehr einer Wirklichkeit, die vergebens eifert, die vorgestellte zu erreichen, ein Erlebnis und es gibt keinen Einfall unerwünschter Stofflichkeit, der nicht doch mit einem Einfall erwünschter Gedanklichkeit gesegnet wäre. Doch wollen auch die Nerven leben, und da sich diese gewiß höchst problematische Art zu produzieren selbst dem Diktat des unwillkommensten Anlasses nicht entziehen kann, da die Nichtbeachtung bloß die Nervenpein vermehrt, so bleibt nur die Hoffnung, daß die Leser vernünftiger sein werden als ich, der noch immer nicht gelernt hat, an der Welt vorüberzugehen, weil es nichts ist, der sichs aber zutraut, sie daraus zu erschaffen. Sie sollen sich auch an dem auffälligsten meiner Widersprüche weder stoßen noch entzünden, daß ich so heftig jede Anregung ablehne und sie doch, wenn sie einmal Gott behüte da ist, verwende. Das hängt eben mit der fatalen Unfähigkeit zusammen, das was einmal in meinen Kreis auch nur von zufallswegen geraten ist, als Zufall auszuschalten oder die einmal offenen Augen davor zu schließen. Dankbar bin ich keinem dafür, des kann er versichert sein, und die Idee, daß ich auf solche Beute lauere oder das Druckbild einer schändlichen Zeit durchwühle, um mich satirisch zu befriedigen und mit Zeitungspapier mir warm zu machen, gehört zu jenen armseligen Notlügen einer durch meinen Blick beengten Gegenwart, von denen nicht einmal das Gegenteil wahr ist. Wohl hindert mich eine tragisch erlebte Schwäche, die man Selbstquälerei oder Gewissen nennen kann, an der Flucht vor den Ephemerem, die sich doch eine bessere Weisheit als unvergänglich denken könnte und daß man

selbst an ihnen, vor der unverlierbaren Quantität, nichts versäumte, wenn man sie einmal unbeachtet ließ. Aber wer, der mich für ihren Jäger hält, könnte das Glück der Empfindung nachfühlen von einem Tag, da sie mir, von mir beachtet, dennoch Ruhe ließen. Nur vergleichbar dem Mißbehagen, wenn mir ein Haufen unpräpariert auf dem Schreibtisch liegt. Glaubt einer wirklich, ich wolle sie erleben? Könnte ich jene fünf Millionen Kronen auftreiben, wahrlich ich würde sie nicht zur Herstellung guter Belletristik, sondern zur Unterdrückung der schlechten verwenden, den Wiener Redaktionen jede Schmutzerei und jede Dummheit abkaufen und wenn der alte oder der junge Benedikt von »Talenten« spricht, ihm ebenso viele dafür zahlen, daß er's nicht mehr tue. So sehr leide ich unter diesen Geräuschen, unter dem Zwang, sie nachzubilden, unter der Sehnsucht, es nicht zu wollen, und unter dem Verdruß, es nicht zu können, weil man ja nicht fertig wird, weil die Stimme nach meinem Echo nicht verstummt, und weil die Welt das so haben will. Wäre ich so vermögend, wie ich es notorisch bin, so wäre ich bereit, die Wiener Zeitungen dafür zu bezahlen, daß sie sich von der ungarischen Regierung nicht bestechen lassen, aber da ich es nicht bin, kann ich nur beteuern, daß ich für einen zeitunglosen Monat bereit bin, einen ganzen Winter zugunsten des Pensionsfonds der Concordia vorzulesen. So wenig bin ich darauf erpicht, ihre Leistung zu meinem Erlebnis zu machen. Wäre ich so reich wie der Schriftsteller Ludwig Hatvany, ich kaufte ihm sofort seine Essays im Neuen Wiener Journal ab und behielte noch so viel, um auch den Versuch zu machen, den Hermann Bahr zum Verzicht auf seine Tagebücher zu bewegen, die mir eine unversiegliche Quelle der Verdrießlichkeiten sind, durch den Gehalt sowohl wie durch die Fülle, die einen chronologischen Wettlauf ausschließt. Wenn ich bedenke, was in Wien nur an so einem Sonntag gelogen wie gedruckt wird und daß dieses siegreiche Europa mit einer paar Tausend Franken es in der Hand hätte, unser ganzes Inventar an Narrheiten und Schlechtigkeiten einfach für komplett zu erklären und mir Ruhe zu schaffen, dann sehe ich wohl, wie dieser Friede uns um die Früchte der Niederlage grausam betrogen hat. Für meine Leser jedoch sollte die Entscheidung, ob sie es mehr mit

H 2

meiner eminenten Fähigkeit angeregt zu werden halten sollen oder mit meiner noch größeren Abneigung davor, nachgerade schon zur Taktfrage geworden sein. Aber sie halten es mehr mit einem Literarhistoriker, der nicht mit Unrecht Wasserzieher heißt und der in der dümmsten Zeitung Wiens — jetzt wird wieder ein Raten losgehn — wie folgt anhub:

Ebenso fesselnd wie der Blick in die Werkstatt eines Schneiders, Schuhmachers oder Tischlers ist der Blick in die Werkstatt eines Dichters, nur daß das nicht so leicht ist.

Manchmal gelingt es doch:

Verhältnismäßig am bequemsten macht es uns Goethe, ihn bei seiner Arbeit zu beobachten, während wir z. B. keine Ahnung haben, wie Shakespeare gearbeitet hat.

Also ungestört! Doch während Goethe sich wenigstens — wenn ich Wasserziehern richtig verstanden habe — nicht unmittelbar beobachtet gefühlt hat, besitzen meine Zuschauer eine solche magische Gewalt über mich, daß ihre Störung mich produktiv macht, wozu aber Nerven gehören, als ob man auch hundert Jahre tot wäre. Da mich schon Menschen angeregt haben, die es sich selbst nicht zugetraut hätten und darob in Größenwahn verfielen, und ich alles in allem sagen kann, daß mich ein Esel mehr fesselt als eine Titania, so bleibt mir, um mich ihr doch einmal zu nähern, ihm gegenüber nichts übrig als die Bitte um Zurückhaltung. Ich komme doch aus ähnlichen Gründen so wenig unter Leute, weil ich eben fürchte, ein Gesicht zu treffen, zu dem mir etwas einfallen könnte, oder einen Ausruf zu hören, der noch in die »Letzten Tage der Menschheit« hineinmüßte. Es ist bei Gott nicht Faulheit, denn ich habe ohne den Auftrag der Welt mehr als sie zu tun. Soll ich mich da noch den Reizungen der Wiener Straße mit ihren sonderbaren Gebilden und Tönen aussetzen? Mit Plakaten, die sich leibhaftig aufrecken, um einer toten Welt auch noch eine Haxe auszureißen, und mit Raubmenschen, die nichts mehr mit der Schöpfung verbindet und vor deren Valutenblick Leoparde sich entsetzen mögen! Und wie furchtbar und rätselhaft sind sie erst von hinten zu schauen, denn da haben sie ohne ersichtlichen Grund, ohne daß dafür auch nur der Schatten einer Berechtigung vorliegt, zwei Knöpfe. Die dienen rein zu nichts. Vorn haben sie zugeknöpfte

Taschen, jedoch hinten einen offenen Schlitz. Oder sie sind für Wucher statt am Halse um und umbunden am Bauche mit einem Gurt und es ist ihnen, weil sie nur nehmen und nicht geben wollen, die Kerbe in den Leib geschnitten. Was ist das nur alles? Dient diese Tracht zur Unterscheidung von jenen, die in die Nacht hinuntermußten, damit diese leben? Aber sie unterscheiden sich doch schon dadurch von ihnen, daß sie leben! Wozu also dient diese Tracht? Tragen sie den Gürtel als ein Sklavenmal dieser ruchlosesten aller Pestzeiten, damit sie von jenen unterschieden seien, die nicht einmal einen Gürtel haben? Welch ein Mangel an Ökonomie! Warum reißt man ihnen den ~~Gürtel~~ nicht vom Leib, um den andern die Blöße zu bedecken? Solang noch die Hyänen über dem Fell einen Besatz haben, der sie nicht wärmt, nur Augenweide ist, muß man wahrlich nicht für die Leinwand der Kunstwerke zittern. Das wäre der Anfang aller Regierungsweisheit.

Härte

Die es aber gut mit mir meinen, mögen bedenken, daß ich gar keine wie immer geartete Erinnerung daran brauche, daß ich im Jahr 1920 und in Wien lebe, um es in jedem Augenblick zu spüren. Ich weiß, daß viele mit mir unter dem Fluch leiden, mit Bestien eingesperrt zu sein und aus der Zeit nicht ausbrechen zu können. Aber ich kann ihnen mit letzter Nervenkraft nur so helfen, daß sie's nicht mir, sondern daß ich's für sie sage. Und könnte denn, was mir seit 1914 gedruckt oder geschrieben vors Auge kam, mehr sagen als dieser eine Gedanke, der von der Glorie direkt auf den Schindanger führt: Es gibt in dieser Stadt ein Kaffeehaus, das zur Bezeichnung einer tiefen Identität Vindobona heißt. Es gibt eine Inschrift, die die ganze Heldensage unsres Lebens in vier Worten überliefert, dauernder als Erz. Ein gebietender Kaffeesieder, reiflicher erwägend als ein Kaiser, hat sie der Zeit gesetzt. Sie ist das Ultimatum nach dem Krieg. Sie ist eingraviert in die silbernen Löffel, Gabeln, Messer, welche die Überlebenden zum Munde führen, die einst Gold für Eisen gaben. Sie lautet:

Gestohlen im Café Vindobona.

## Zeitgenossen

Wegen ein paar fauler Birnen von einem Pfaffen über den Haufen geschossen.

Wie der »Volksfreund« berichtet, stieg in Deblin bei Tischnowitz am Samstag vormittag der vierzehn Jahre alte E. Juricek in den Garten des Pfarrers Vopalka, um Fallobst zu suchen. Pfarrer Vopalka erblickte aus dem Fenster den Knaben, geriet in Zorn, ergriff ein Gewehr und gab auf den Knaben zwei scharfe Schüsse ab. Der Knabe stürzte mit einem Aufschrei blutüberströmt zusammen. Das Gewehr war mit Schrot geladen und die Körner drangen in den Kopf, die Hände und die Schulter des Kindes. Auf die Schmerzensschreie des Getroffenen eilten Leute herbei, die den Knaben zum Arzt nach Tischnowitz brachten, der ihn sofort zur Operation in die Brünnner Landeskrankenanstalt überführen ließ. Der Körper des armen Knaben ist im wahren Sinne des Wortes von Wunden übersät.

---

### Glückspartie.

Nehme fischen, gebildeten Isr.  
als Teilhaber in die Börse,  
gebe ihm gr. Mitgift u. m. intell.  
hübsche Tochter zur Frau.  
Zuschriften unter »Großes Einkommen«.

---

## Post festum

Ein echtes Dokument aus Österreichs größter Zeit — ausnahmsweise von keinem Monarchisten zu bezweifeln — wird mir mit den dazugehörigen Fußnoten übermittelt:

### Festzugsordnung

für die am 4. Juni 1916 stattfindende 60te Geburtstagsfeier Seiner k. u. k. Hohheit des Durchlauchtigsten Herrn Erzherzogs Friedrich.

I. Die Schulkinder aller Volks- und Bürgerschulen der Stadt Teschen versammeln sich im Festgewande, wenn tunlich in lichten Kleidern, am 4. Juni 1916 um 10 Uhr vormittags am Kirchplatz bei der evangelischen Kirche.

An dem Festzuge haben Schulkinder aus der 1. und 2. Klasse aus Gesundheits- und Sicherheitsgründen nicht teilzunehmen.

II. Die Aufstellung der Schulkinder erfolgt in Reihen zu 8 und hat die Tête des Zuges am Eingange der Prutekgasse zu stehen. Die Schulkinder haben nachstehende Reihenfolge einzuhalten: — — — (folgen 15 Mädchen- und Knabenvolks- und bürgerschulen.)

III. Die nach Teschen einlangenden Jugendwehren versammeln sich um 10 Uhr vormittags auf der Bielitzer Straße in der Nähe des Schlesischen Krankenhauses, woselbst Herr k. k. Oberleutnant Matusiak\*) die näheren Anordnungen treffen wird.

Die Aufstellung der Jugendwehren erfolgt auf der Bielitzer Straße und zwar auf der linken Straßenseite in der Fahrrichtung gegen die Prutekgasse; die rechte Straßenseite muß für den Verkehr unbedingt frei gehalten werden.

IV. Um 10 Uhr 20 Minuten vormittags setzen sich die Schulkinder, welche nachfolgenden Weg einzuhalten haben, in Bewegung: Prutekgasse — Scherschmickgasse — Ringplatz — Karl Franz-Josefstraße.

Die Tête des Festzuges bleibt vor dem Schlosse bei der Kreuzung der Kaiser Wilhelmstraße und Schloßgasse stehen, wobei bemerkt wird, daß der ganze Vorplatz vor dem Schlosse durch Schulkinder auszufüllen ist.

V. An den Zug der Schulkinder schließen sich die Jugendwehren an.

VI. Weisungen für das Publikum und die Festteilnehmer:

Für Standespersonen, für den Gemeindeausschuß der Stadt Teschen, für Genossenschaften, Vereine und Korporationen der Stadt Teschen werden die Trottoire rechts und links in der Franz Josefstraße und zwar von der Ecke des Kaiserhauses und

\*) Rief am 30. Oktober 1918 in Teschen die polnische Republik aus.

von dem Hause der Papierhandlung Lipowczan angefangen in dem Ausmaße von je 120 Schritten zur Verfügung gestellt.

Reihenfolge der Aufstellung.

a) Rechts: (Trottoir Kaiserhaus):

Hochwürdige Geistlichkeit aller drei Konfessionen, Gemeindeausschuß der Stadt Teschen, die Herren Staatsbeamten und die Herren Eisenbahnbeamten.

b) Links: (Lipowczan-Haus):

Vereine, Genossenschaften, Korporationen. Die Festteilnehmer an der Ecke des Kaiserhauses und des Lipowczan-Hauses versammeln sich an Ort und Stelle um 10 Uhr 20 Minuten vormittags.

Das übrige Publikum bzw. die Festzugsteilnehmer besetzen die Trottoire entlang der Karl Franz Josef-Straße, des Ringplatzes, Oberring, Prutekgasse. Die Scherschneidgasse muß vom Publikum frei bleiben.

Zur strengen Darnachachtung wird das geehrte Publikum ersucht, den Zug der Schulkinder und der Jugendwehren nicht zu flankieren und zwar aus Gründen der Sicherheit und des Ansehens des Festzuges.

Hinsichtlich der Einreihung des Publikums wird auf den Punkt X verwiesen.

VII. Die Festfeier wird durch einen Weihechor der vereinigten Gesangsvereine in Teschen eingeleitet. Die Gesangsvereine nehmen vor dem Schlosse zwischen den beiden Kandelabern Aufstellung.

VIII. Nach dem Weihechor hält Herr Bürgermeister Gamroth eine Ansprache an die Höchste Persönlichkeit. Am Schlusse der Ansprache und zwar auf eingegebenes Zeichen durch Herrn Revidenten Rudel erschallen Hochrufe, worauf sofort die Volkshymne angestimmt wird.

IX. Nach der Absingung der Volkshymne muß sofort unbedingte Ruhe eintreten, da die Höchste Persönlichkeit die an ihn gerichtete Rede\*) beantwortet wird. Nach Schluß der Rede der Höchsten Persönlichkeit erschallen neuerlich Hochrufe, die insolange anzudauern haben, bis die Höchste Persönlichkeit am Balkon des Schlosses erscheint.

X. Gleich nach Erscheinen der Höchsten Persönlichkeit am Balkon setzt sich der Festzug, wie folgt, in Bewegung:

Die Musik bleibt vor der Auffahrtsrampe stehen.

a) Revident Rudel,

\*) Hier ereignete sich das bekannte »Hoch« mit dem Umblättern.

- b) Landesregierungsrat Bobowski, Bürgermeister Gamroth,  
c) Die Bürgermeister des politischen Bezirkes Teschen in Begleitung von Mädchen.  
d) Volks- und Bürgerschulen in der Reihenfolge wie sub II angegeben,  
e) Jugendwehren.  
f) Abordnungen, welche beim Kaiserhaus und beim Lipowczan-Haus Aufstellung genommen haben.  
g) Das Publikum.
- XI. Der Festzug bewegt sich über die Kaiser Wilhelmstraße—Bahnhofstraße—Schießhausstraße und Kaiser Franz Josefstraße. Hinter der neuen Brücke auf der Kaiser Franz Josefstraße löst sich der Festzug auf.
- XII. Falls die Höchste Persönlichkeit von Teschen abwesend sein sollte, wird die Feierlichkeit auf einen Zeitpunkt verschoben, wovon rechtzeitig Mitteilung gemacht werden wird. Ansonsten findet die Feier auch bei unsichere[m] Wetter statt.
- XIII. Das gefertigte Komitee gibt sich der Hoffnung hin, daß muster-giltigste Ordnung von selbst aufrecht erhalten werden wird und die beordneten Sicherheitsorgane keine Ursache zum Einschreiten haben werden.

Teschen, am 26. Mai 1916.

Landesregierungsrat: Bobowski. Bürgermeister Regierungsrat: Gamroth.

Der XIV. Punkt (Wilson's): Gleich nachdem sich der Festzug aufgelöst hat — in mustergiltigster Ordnung und ohne daß die »beordneten« Sicherheitsorgane eine Ursache zum Einschreiten haben — tut Österreich desgleichen. »Das is a Pech«, wie die Höchste Persönlichkeit sagte, als ihr im Weltkrieg erzählt wurde, daß jemand gefallen sei, nachdem sie bis dahin das Fallen von Soldaten nur im Kino als eine mehr mechanische Prozedur erlebt und mit dem geflügelten Wort »Bumstil« begleitet hatte. Was aus ihnen allen geworden sein mag! Der Matusiak hat Unterkunft gefunden. Aber was macht denn der Rudel, der das Zeichen gab und dessen Namen schon dem Hang dieser Menschheit gehorcht, Gruppen und Spaliere für ihre Henker zu bilden — verharrt er in der Stellung? Stehen die Mäuler noch offen, der Beglückten, die ihn hoch leben ließen, hoch, hoch,

galgenhoch? Viele sind nicht mehr, denen man nachsagte, sie hätten ein Zeichen gegeben jenem gelindern Feind, der uns ach zu spät von diesem Vaterland erlöst hat, von der Erniedrigung durch die Majestät, von der Schmach dieser Feste, von der Beschmutzung lichter Kinderkleider bei einer Satansmesse, wo schon die nackte Not das Gott erhalte sang. Und post festum, immer noch und immer wieder sei gesagt: Seit das Menschengeschlecht die sonderbare Einrichtung getroffen hat, daß bösertige Idioten über ihr Gut und Blut schrankenlos verfügen können, dürfte es nie einen jämmerlicheren Anblick gegeben haben als die Höchste Persönlichkeit auf dem Balkon von Teschen, im Antlitz nichts als soldatenväterliche Glorie, im Rücken zehntausend allerhöchste Galgen und die Offensiven mehrfordernder Lebeweiber. Und wenn man alles reiflich erwogen hat: wie es geschah und daß rings um dieses Lager dickster Genußfreudigkeit die Welt an Hungerödem starb, während im Hauptquartier der Mordsgemütlichkeit das Blut verbrecherischer Siege mit dem eigens dafür so genannten »Schampus« begossen wurde; und wenn man dazu bedenkt, daß alle Würde im vollen Glück der Selbstauflösung schwamm, wenn unsere Niese der Soldatenmutter auf die Schwarte einhieb mit dem Juchezer: »Was, kaiserliche Hoheit, mir zwa ham halt an Speck!«; und wenn man sich erinnert, daß in diese kreuzfidele und galgenvergnügte Mitte, wo dem Seufzer der Welt ein Rülps geantwortet hat und ihrem Todesschrei ein Bumsti, auch Seine Magnifizienz eintrat, um Seine Korpulenz zum Doktor der Philosophie — honoris causa — zu machen: dann, ja dann möchte man doch wohl die Tränen, die diesem Österreich nachgeweint werden, für die wertlosesten halten, die seit 1914 geflossen sind! Nicht acht haben der Pietät des Opfers für seinen Mörder; verachten jene, die nicht nur vergessen haben, sondern auch die Erinnerung verpönnen möchten! Immer von neuem sie erschrecken, die nur das andre österreichische Antlitz kennen möchten,

*gür*

eh sie geschehn, doch nicht das andere, das die vollbrachte Tat zeigt; die nur darum »vom Krieg nichts mehr hören wollen«, weil sie vom Krieg nicht genug haben können! Immer von neuem, unerschöpflich, durchhaltend mit Haß und Hohn und Hieben, die Empfindlichkeit enttäuschen, die es tadelnswert findet, daß man über jene, die die Welt geschändet, geplündert und dann noch erschlagen haben, nicht zur Tagesordnung ihres hinterlassenen Chaos übergeht — als ob nicht der Rächer, der aus den Gebeinen eines einzigen ihrer Millionen Märtyrer ersteht, dem Zeitalter mehr von einem sittlichen Gewissen vermache als ihr ganzes Christentum besessen hat, bevor es sich zum Weltmord entschloß! Und in den Hals der Lüge, aus der er kam, den Vorwurf zurückstoßen, daß man die gewesene Herrlichkeit in den Kot zerre, in den sie unser Dasein verwandelt hat! Als ob, was man post festum sagt, nicht rechtzeitig käme zur Buße, und als Warnung, das Fest noch einmal durchzuhalten!

*gür*

*H*

*il*

Gott erhalte, Gott beschütze  
 Unsern Kaiser, unser Land!  
 Mächtig durch des Glaubens Stütze/  
 Führ' er uns mit weiser Hand!  
 Laß uns seiner Väter Krone  
 Schirmen wider jeden Feind:  
 Innig bleibt mit Habsburgs Throne  
 Österreichs Geschick vereint!

Fromm und bieder, wahr und offen  
 Laß für Recht und Pflicht uns stehn,  
 Laß, wenn's gilt, mit frohem Hoffen  
 Mutvoll in den Kampf uns gehn!  
 Eingedenk der Lorbeerreiser,  
 Die das Heer so oft sich wand:  
 Gut und Blut für unsern Kaiser,  
 Gut und Blut fürs Vaterland!

Was des Bürgers Fleiß geschaffen,  
 Schütze treu des Kriegers Kraft;  
 Mit des Geistes heil'ren Waffen  
 Siege Kunst und Wissenschaft!

Segen sei dem Land beschieden  
 Und sein Ruhm dem Segen gleich:  
 Gottes Sonne strahl' in Frieden  
 Auf ein glücklich Österreich!

Laßt uns fest zusammenhalten,  
 In der Eintracht liegt die Macht!  
 Mit vereinter Kräfte Walten  
 Wird das Schwerste leicht vollbracht.  
 Laßt uns, eins durch Brüderbände,  
 Gleichem Ziel entgegengehn:  
 Heil dem Kaiser, Heil dem Lande,  
 Österreich wird ewig stehn!

An des Kaisers Seite waltet,  
 Ihm verwandt durch Stamm und Sinn,  
 Reich an Reiz, der nie veraltet,  
 Unsre holde Kaiserin.

Was als Glück zuhöchst gepriesen,  
 Ström' auf sie der Himmel aus!  
 Heil Franz Josef, Heil Elisen,  
 Segen Habsburgs ganzem Haus!

*il*

Die erhabene Melodie Haydns ist, seit jenes Österreich nicht mehr ewig steht, dem Hörer verloren und darf höchstens noch von dankbaren Schiebern, die dem Fundament ihres Aufschwungs ihre Pietät bekunden wollen, in Champagnerlokalen gegröhlt werden. Hört man sie aber von demonstrierenden Studenten singen, so erhält man die auch nicht beruhigende Auskunft, es sei »Deutschland, Deutschland über alles«. Die Melodie war seit jeher, seit dem guten Kaiser Franz, schlecht aufgehoben. Die Vorstellung, daß die göttlichen Klänge sich eigens zur Ehre jenes Scheusals gefügt haben, das sich über die Martern seiner Patienten vom Spielberg stündlich berichten ließ, hat etwas Beklemmendes. Wenn möglich noch trostloser aber war die siebenjährige Beleidigung ihrer Majestät durch den fromm und biedern Text Johann Gabriel Seidls, der ihn, wie staunende Literarhistoriker erzählen, »binnen einer Woche« verfassen mußte. Ich habe, ohne amtlichen Auftrag der Republik, zu dem meinigen nicht so lange gebraucht, hoffe aber, daß seine Wirksamkeit länger vorhalten und daß die Zeit nicht mehr wiederkommen wird, wo die Erwachsenen jener Fibelanweisung parieren, Gut und Blut für unsern Kaiser herzugeben. Seidl's Gedicht, der Prätext volkstümlicher Gefühle, war ein Kaiserlied und nur insofern eine Volkshymne, als das Volk von Kindheit auf dressiert wurde, ein Kaiserlied zu singen. Hingegen ist das Bedürfnis nach einer republikanischen Volkshymne bisher auf eine Art befriedigt worden, die keiner näheren Erläuterung bedarf, aber als ein Beweis der persönlichen Opferfähigkeit eines mit Regierungssorgen überhäuften Staatskanzlers weit mehr Bedauern als Hohn verdient hat. Die gutgemeinte Arbeit war nicht so sehr die revolutionäre Absage an den Geist, der die Volkskraft gebunden hatte, um sie für seine Machtbestrebungen zu zerstören, als ein Versuch mit untauglichen dichterischen Mitteln, eine habgierige Bauernschaft zu vermehrter Getreideablieferung zu bewegen und ihr den weiten Abstand vorzuhalten, in welchem sie sich von dem ihr vorgespiegelten ethischen Ideal derzeit noch befindet. Wenn aber Renner und Johann Gabriel Seidl doch wenigstens das Gemeinsame haben, daß sie beide keine Dichter sind, so hieß es gewiß die Tragfähigkeit, die noch das schlechteste musikalische Erlebnis hat, unterschätzen, wenn man der Meinung war, einen Volksesang von der Genialität der Haydn'schen Komposition,

der doch imstande war, den niedersten Schranzensinn auf seine Flügel zu nehmen und so erst eigentlich »einzubürgern«, durch Kienzl'sche Kraft entwurzeln zu können. Niemand wird aber die Behauptung wagen, daß die Klänge der sogenannten Volkshymne, und mögen sie noch so sehr mit dem hohlen Wortprunk der dynastischen Verklärung assoziiert sein, dem Pathos eines andersgerichteten vaterländischen Bekenntnisses an sich widerstreben. Bis das Vaterlandsbewußtsein zu einer neuen Melodie gereift ist und bis sich ihm eine solche schenkt, konnte es also nur darauf ankommen, den imperialen Wortbestand mit einem neuen, dem gegenteiligen Sinn zu erfüllen. Diese Opposition innerhalb der überlieferten Wortreihen, die nun gleichsam zur Meuterung gegen eine abgehauste Tendenz und zu einem andern, lebendigeren Dasein aufstehen, ist der Gedanke meiner Um-dichtung. Es sind nicht nur alle Reime, sondern auch fast alle Reimworte übernommen, und kaum vermöchte ein simpler monarchistischer Hörer, dessen Ehrfurcht vor Seidls Text größer ist als vor Haydns Musik und dessen Ohr nun von ihr mit dem neuen Sinn überlistet wird, den so wesentlichen Unterschied herauszuhören. Die letzte Strophe allein, die sich des Anspruchs auf die erlauchten Klänge schon dadurch würdig macht, daß sie das schale Kompliment für eine Frau, die »reich an Reiz, der nie veraltet«, zum Gruß an die landschaftliche Natur erhebt und die Natur der Gefühle von dem Reimwort »Elisen« zu Gunsten der Wälder und Wiesen erlöst — bewirkt auch durch die Rückkehr zu den ersten Reimpaaren des Gedichts eine gedankliche Einheit. Man beachte ferner, welche sprachliche Verstärkung die wörtlich wiederholten Verse — ein Plagiat, das selbst Ehrenstein bemerken muß — durch die neue Einstellung und die Vorbereitung auf die dann abweichenden erfahren haben, und wie überhaupt jedes Seidl-Wort nicht nur durch die Auspielung gegen sich selbst, sondern auch mit dem neuen Sinn als solchem zu neuem Verdienst gediehen ist. Die Erlaubnis Haydns, der ja auch nicht gefragt wurde, als ihm der Text für Franz Joseph angedichtet ward, die Entscheidung, ob er heute einem Popanz der Glorie oder einer aus dem Völkermord geretteten, vor dem Völkermord rettenden Staats- und Lebensform sein musikalisches Pathos leihen wollte, steht über allem Zweifel. Denn daß ihm durch den neuen Wert und den neuen Willen

dieser sich selbst abtrünnigen und nun erst zu sich zurückfindenden Worte mehr Ehre widerfährt als durch die Bürgerschulapotheose der alten Fassung, würden bloß jene leugnen, die für Sprache und Leben nur die Heiligkeit des Ornaments anerkennen und, bis ans Ende der Welt, der Phrasen wie der Lorbeerreiser eingedenk bleiben. Freilich, wo der alte Text der Volkshymne am Bewußtsein klebt, ist die Unterstellung eines andern oder gegen sich selbst gewendeten unter die alte Melodie ein Problem, indem eine noch stofflich befangene Vorstellung entweder gekränkt oder erheitert, also jedenfalls ein Eindruck bewirkt würde, der mit der Majestät der Musik nicht in Einklang zu bringen ist. Diese Gestaltung jedoch glaubt ihr gerade dadurch Ehrfurcht zu erweisen, daß sie sie dem Dienst allzu irdischer Majestät entzieht, indem es ihr gelänge, sie wenn schon nicht mit einem streitbaren Sinn völlig zu verbinden, so doch von einem hassenswerten dauernd zu trennen. Da sie die alte Lüge beim Wort nahm und die Befreiung von dem monarchischen Druck nicht eigentlicher als in der Zerstörung des monarchistischen Textes zum Gefühl bringen konnte, erhofft sie sich ihre Wirksamkeit auf eine Hörschaft, die das Bedürfnis hat, sich durch die Bewußtseinschlacken einer lügenden Vergangenheit zu einem wahreren Leben emporzurichten.

*112*

**Volkshymne**

Gott erhalte, Gott beschütze	
<del>Vor dem Kaiser unser Land!</del>	<i>1/2</i>
Mächtig ohne seine Stütze,	
<del>Sicher ohne seine Hand!</del>	<i>1/3</i>
Ungeschirmt von seiner Krone,	
<del>Stehn wir gegen diesen Feind:</del>	<i>1/3</i>
Nimmer sei mit Habsburgs Throne	
Österreichs Geschick vereint!	
Fromm und bieder? Wahr und offen	
<del>Laßt für Recht und Pflicht uns stehn!</del>	<i>1/2</i>
Nimmermehr, so laßt uns hoffen,	
<del>Werden in den Kampf wir gehn!</del>	<i>1/2</i>
Eingeheizt die Lorbeerreiser,	
<del>Die das Heer so oft sich wand!</del>	<i>1/2</i>
Gut und Blut für keinen Kaiser!	
Friede für das Vaterland!	

1/3  
1/2

1/a

1/i

1/w

1/2  
1/2

1/2  
1/w

1/2

Was des Bürgers Fleiß geschaffen,  
Schützet keines Kriegers Kraft!  
Nicht dem Geist verfluchter Waffen  
Diene Kunst und Wissenschaft!  
Segen sei dem Land beschieden;  
Ruhm und Wahn, sie gelten gleich:  
Gottes Sonne strahl' in Frieden  
Auf ein glücklich Österreich!

Laßt uns fest zusammenhalten,  
In der Eintracht liegt die Macht!  
Mit vereinter Kräfte Walten  
Wird das Schwerste leicht vollbracht.  
Laßt uns, eins durch Brüderbände,  
Gleichem Ziel entgegengehn:  
Ohne Kaiser glücklich's dem Lande —  
Dann wird Österreich ewig stehn!

Uns gehört, was Gott verwaltet,  
Uns im allerhöchsten Sinn,  
Reich an Reiz, der nie veraltet —  
Reich der Huld, arm an Gewinn!  
Was an Glück zuhöchst gepriesen,  
Gab Natur mit holder Hand.  
Heil den Wäldern, Heil den Wiesen,  
Segen diesem schönen Land! .

glücklich

